

**Perspektiven im Bistum Basel 2005
in Baden-Wettingen (PiBB 2005)
Die Veranstaltung 2005 im Rahmen der
Tagsatzungen im Bistum Basel**

Ergebnisse der Perspektiven im Bistum Basel 2005

Gesamt-Dokumentation

herausgegeben von Markus Heil

www.pibb.ch

Vorwort

Liebe interessierte Leserin,
Lieber interessierter Leser

Im Sommerhalbjahr 2005 vom 5. März bis 23. Oktober fand die Veranstaltung „Perspektiven im Bistum Basel“ statt. Im Rahmen dieser Veranstaltung konnte die kirchliche Basis ihre Stimme gegenüber der Bistumsleitung zur Sprache bringen. Mit vielen Gesprächen und in vielen Treffen und im schriftlichen Austausch wurde zuerst eine gemeinsame Linie gesucht und dann um Texte gerungen. Zuletzt wurde dies mit der Bistumsleitung im Dialog besprochen und das Gesprächsergebnis festgehalten. So freut es uns, Ihnen nun hiermit die vollständigen Perspektiv-Analysen der Themengruppen und die Gesprächsergebnisse zu präsentieren. Die Perspektiv-Analysen werden von den einzelnen Themengruppen verantwortet und wurden nur wo unbedingt notwendig stilistisch leicht bearbeitet. Bischof Kurt Koch hat als persönliche Reflexion noch seine eigenen Erfahrungen in diesem Prozess in einem Schlusswort beschrieben.

Zum Abschluss eines solchen Prozesses ist es Zeit zu danken:

Ein erster Dank gilt allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern in unseren Themengruppen, die durch ihre Erfahrungen, ihre Meinungen und ihre Verhandeln die Stimme der Basis wiedergespiegelt haben.

Ein zweiter Dank gilt den Moderatorinnen und Moderatoren, die mit viel Knowhow und Fingerspitzengefühl den Prozess der Meinungsfindung ihrer Themengruppen gestaltet und nicht selten auch das Ergebnis schriftlich festgehalten haben.

Ein dritter Dank geht an die Bistumsleitung, die mit uns durch die Vorbereitung auf dem Weg war, für deren Mut sich bei allen Befürchtungen auf diesen Prozess einzulassen. Besonders zu Danken ist hier Odo Camponovo für seine Vermittlungstätigkeit als Brückenkopf zwischen der Kerngruppe und der Bistumsleitung.

Für die finanzielle Unterstützung danken wir den zehn römisch-katholischen Landeskirchen im Bistum Basel, den katholischen Kirchgemeinden Baden und Wettingen und dem Schweiz. Kath. Volksvereins.

Ein besonderer Dank geht an unsere Kerngruppe, die die Vorbereitungen während 4 Jahren zuerst kritisch konzipiert und dann in vielen Sitzungen und intensivem Einsatz die verschiedenen Schritte des Dialoges ermöglicht haben. Hier ist besonders Frau Jrene Som in unserem Sekretariat zu erwähnen für die speditive und freundliche Stimme im Sekretariat.

Und den grössten Dank an Carl August Zehnder, mit dem ich zusammen dieses Ringen um Dialog und Zukunft planen und vorbereiten durfte. In Hunderten von E-mails und vielen Gesprächen haben wir um den zielführenden Weg gerungen. Er legte den Grundstein für das Konzept und blieb bis zum Schluss das Kraftwerk, welches diesen Prozess angetrieben hat. Er war mir ein phantastischer Partner und Lehrer in diesem Prozess.

Ein letzter Dank gilt Ihnen lieber Leser in der Hoffnung, dass sie diesen Text als Frucht des Prozesses mit Interesse aufnehmen und in ihren Kirchenalltag "wo immer Sie sind" einspeisen.

Nussbaumen bei Baden im Februar 2006

Markus Heil

Impressum

**Perspektiven im Bistum Basel 2005
in Baden-Wettingen (PiBB 2005)
Die Veranstaltung 2005 im Rahmen der
Tagsatzungen im Bistum Basel**

- © Verein „PiBB 2005“, Baden, Januar 2006
Abdruck und Weitergabe der Texte sowie von
Auszügen ist mit Quellenangabe gestattet.
Belege sind erwünscht
- elektronisch an info@pibb.ch oder
- per Post an Markus Heil, Pfarrei Liebfrauen, Birkenstr. 2, 5415 Nussbaumen

Herausgeber: Markus Heil

Inhaltsübersicht

	Seite
Vorwort	2
Inhaltübersicht	3
1. Teil: Hintergründe und Organisation der PiBB 2005	
Vorbereitung, Verlauf, Erfahrungen	4
1. Von der „Tagsatzung“ zu den „Perspektiven im Bistum Basel“ – die Vorbereitungsschritte	4
2. Kernbegriffe des Konzepts	5
3. Themen, Teilnehmerinnen und Teilnehmer finden, Ziel überprüfen	5
4. Durchführung	6
Das Konzept	8
Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer	11
2. Teil: Perspektivanalysen und Konsenspunkte der neun Themengruppen	
A Frauen ernstnehmen – für eine entscheidungsbefugte Partizipation der Frauen in der Kirche	12
B Ökumene – von konfessionsverschiedenen Partnerschaften lernen	16
C Gottesdienst: Feiert die Gemeinde Gottesdienst oder schaut sie etwa nur zu?	19
D Kommunikation: Sich erklären und verstehen – eine neue Kommunika- tionskultur – eine einladende Kirche werden	28
E Diakonie: „Seid Täterinnen und Täter des Wortes!“ – die Diakonie in den Gemeinden aufwerten	33
F Jugend und Familie: Jugend-gerechte Pfarrei und Glaube in der Familie – wo gibt es das noch und was würde es unterstützen?	35
H Pfarreien: Die gemeinsame Verantwortung für die Zukunft der Pfarreien (angesichts zunehmenden Personalmangels)	41
K Ausgrenzung von Menschen (auch von Seelsorgenden) in besonderen Lebenssituationen	45
N Finanzen und pastorale Prioritäten	48
3. Teil: Rück- und Aus-Blick von Bischof Kurt Koch	54

PiBB 2005: Vorbereitung, Verlauf, Erfahrungen

„Der kirchlichen Basis gegenüber der Bistumsleitung eine Stimme geben“

1. Von der „Tagsatzung“ zu den „Perspektiven im Bistum Basel“ – die Vorbereitungsschritte

Mit der Zielsetzung „Der kirchlichen Basis gegenüber der Bistumsleitung eine Stimme geben“ fragten die Verantwortlichen der „Tagsatzung im Bistum Basel 2001“ in Bern bei den Katholikinnen und Katholiken aus der Region Baden an, ob diese bereit wären, im Jahr 2004 eine nächste Tagsatzung als Dialogplattform unseres Bistums zu organisieren. Diese Anfrage setzte einen Prozess in Gang, der die „Perspektiven im Bistum Basel 2005“ hervorbrachte.

Mit der Anfrage aus Bern befasste sich in Baden als erstes eine Adhoc-Gruppe vor allem aus amtierenden und ehemaligen Mitgliedern von Pfarreiräten und Kirchenpflegern der Region. Diese stellten allerdings für sich selbst grossmehrheitlich fest, dass bisherige Tagsatzungen an ihnen ohne Wirkung vorüber gegangen waren und dass man selbst dort, wo man von der Tagsatzung Kenntnis genommen hatte, sich nicht zu Teilnahme entschieden hatte. Ausserdem wollte man sich nicht für etwas engagieren, das entweder von der Bistumsleitung vom Tisch gewischt werden konnte oder von dieser als nicht-konstruktiv abgelehnt wurde. Daher wurde beschlossen, dieses Anfrage gewissenhaft zu prüfen, aber die Form einer neuen Veranstaltung zu überdenken und dafür unter Berücksichtigung der kritischen Punkte ein neues Konzept zu erarbeiten.

Dieses neue Konzept hatte drei Eckpunkte:

1. Kompetenzen und Interessen nutzen: Als „kirchliche Basis“ wurde die vielfältige Realität der kirchlichen Ehrenamtlichen und Kirchgänger gesehen. Die Teilnehmenden sollten sich aber nicht mit allen kirchlichen Themen gleichzeitig beschäftigen müssen, sondern im Interesse eines qualifizierten Ergebnisses sich entsprechend ihren Kompetenzen zu Themengruppen gezielt anmelden können. Hauptamtliche sollten mehrheitlich unterstützende Funktionen ausüben.
2. Zeitaufwand beschränken: Die kompetenten Ehrenamtlichen werden von vielen verschiedenen Seiten für viele Aktivitäten angefragt, weswegen man oft hört: „Es sind immer dieselben, die mitmachen!“. Um gerade diese hoch-engagierten kompetenten Ehrenamtlichen zu gewinnen, wurde das Engagement für die geplante Veranstaltung auf ein halbes Jahr beschränkt.
3. Konzentration auf Machbares: Damit die Ergebnisse später auch Veränderungen der Kirche auslösen, wollte man sich auf Themen konzentrieren, die hier bei uns bearbeitet und gelöst werden können. Jene Themen, die auf höchsten kirchlichen Hierarchieebenen hängig sind und daher nur das Warten als Handlung möglich machen, sollten mit diesem ergebnis-

und handlungsorientierten Ansatz nicht im Zentrum stehen.

Auch der Name „Tagsatzung“ fiel in der „Tagsatzungsstadt Baden“ auf eine differenzierte historische Kritik, da ja die alten eidgenössischen Tagsatzungen gerade nicht ein „afrikanisches Palaver“ oder eine „griechische Agora“ waren, wo Meinungsmache und Meinungsbildung stattfanden. In den alten Tagsatzungen kamen die Gesandten der Stände mit vorgegebenen Anweisungen zusammen, präsentierten diese und mussten bei Fragen wieder zurück, um eine neue Weisung einzuholen.

Mit dieser Ausgangslage wurde in Baden eine Kerngruppe für die kommende Veranstaltung gebildet; diese trat nun in die weiteren Abklärungen und Verhandlungen ein.

Die Bistumsleitung an Bord holen

In einem intensiven Briefwechsel mit der Bistumsleitung und in mehreren persönlichen Treffen und Gesprächen wurde die Grundbereitschaft des Bischofs und der Bistumsleitung erreicht, sich nach zwei für die Bistumsleitung schwierigen und teils unerfreulichen Tagsatzungen auf eine dritte Versammlung vertrauensvoll einzulassen. Von Seiten der Bistumsleitung wurde insbesondere signalisiert, dass die grossen Forderungen (Weihezulassung etc.) zu einer Blockade führten, welche durch ständige Wiederholung nicht kleiner wurde. Gleichzeitig war es der Bistumsleitung ein Anliegen, die erkannte Frustration der Basis durch diese Blockade nicht weiter zu erhöhen.

Andererseits wurde durchaus ein Reformbedarf zugestanden, was die vielen, innerhalb des Bistums lösbaren Fragen betraf. Ein Interesse an einer erfolgreichen Dialogveranstaltung war spürbar.

Gleichzeitig wurde all jenen, die an diesen Verhandlungen beteiligt waren, klar, dass eine seriöse und fundierte Arbeit zu bestimmten Themen eine gewissen Kommunikationskultur braucht. Daher wurde festgehalten, dass man nicht mit Überraschungen und gegenseitigem Blossstellen etwas erreichen konnte und dass die genaue Betrachtung der gegenwärtigen Situation der Kirche ein gegenseitiges Vertrauensverhältnis als gemeinsamen Boden braucht.

Nachdem bezüglich Konzept und Zielrichtung eine gemeinsame Verhandlungsbasis gefunden worden war, konnte die Kerngruppe gegenüber der Bistumsleitung auch Zugeständnisse bzgl. Datum und Namen machen, da der Name „Tagsatzung“ für die Bistumsleitung offensichtlich mit vielen negativen Erinnerungen belegt war.

Die Verhandlungen mit dem Verein „Nachhaltigkeit“ der „Tagsatzung“

Der Verzicht auf den Namen „Tagsatzung“ wie auch die Konzentrierung auf Themen, welche innerhalb des Bistums angegangen werden können, fand beim Vorstand des Vereins „Nachhaltigkeit“ der Tagsatzung in Bern wenig Verständnis. Da aber die

geplante Veranstaltung in Baden die gleiche Grund-Zielsetzung vertrat („Stimme der kirchlichen Basis gegenüber Bistumsleitung“), konnte man sich einigen, dass zwar der Name der Veranstaltung neu „Perspektiven im Bistum Basel 2005 (PiBB 2005)“ lauten sollte, während im Untertitel der Zusammenhang mit den Tagsatzungen ausgedrückt wurde („Die Veranstaltung 2005 im Rahmen der Tagsatzungen im Bistum Basel“). Die beiden kritischen Punkte blieben aber weiterhin für einige ein Stolperstein, der ihnen eine Teilnahme an den PiBB 2005 verunmöglichte.

Auf Grund dieser Vorabklärungen und Absprachen konnte nun in der Kerngruppe das detaillierte Konzept für die PiBB 2005 ausgearbeitet werden. Es enthält die Zielsetzung, den strukturellen, zeitlichen und personellen Rahmen sowie konkrete Überlegungen zum weiteren Vorgehen. Das Konzept ist in dieser Dokumentation im nächsten Kapitel in der Fassung vom 16. Mai 2003 abgedruckt.

2. Kernbegriffe des Konzepts

Perspektivanalyse als Evaluation

Als praktisches Ergebnis der PiBB wurde eine schriftliche *Evaluation* der kirchlichen Situation unter dem Titel „Perspektivanalyse“ ins Auge gefasst. Auf den ersten Blick wirkte dies schwach, weil doch eine reine Evaluation bei so vielen Forderungen nicht zukunftsgerichtet sei. Beim zweiten Prüfen wurde dann aber immer deutlicher, dass eine genaue Analyse der Gegenwart auch Herausforderungen offen legen und zusätzlich noch Entscheidungsspielraum lassen würde. Ausserdem – und dies blieb am Schluss entscheidender – wurde aber deutlich, dass die Gegenwartsbeschreibungen in unserer Kirche sehr weit auseinanderliegen und es deshalb bereits ein mutiges Vorhaben darstellte, erstens einen **Konsens in der Evaluation** der Gegenwart unter den Basisteilnehmenden zu erarbeiten und zweitens zu einem diesbezüglichen Konsens mit der Bistumsleitung zu kommen.

„Verhandelbar und wandelbar“, „Verhandlung“ als Entscheidungsfindungsmethode

Mit der Eingrenzung der Themen unter dem Motto „verhandelbar und wandelbar“ wurde das bisher breite Spektrum der Tagsatzungsthemen handlungsorientiert eingegrenzt. Mit dem Begriff „verhandelbar“ wurde aber auch eine wesentlich neue Methode eingeführt: die *Verhandlung*. Im finanziellen Bereich werden kirchliche Entscheide (in der Schweizer Kirche) nach demokratischem Mehrheitsprinzip gefällt, im pastoralen Verantwortungsbereich aber als „einsamer“ Entscheid des Letztverantwortlichen (sowohl im Bistum wie in den Pfarreien), wenn auch mit Beratung begleitet. Nicht wenige fordern aber heute gerade auch in pastoralen Entscheidungen demokratische Mitsprache.

Verhandlung ist gegenüber diesen beiden Prinzipien ein dritter Weg, um zu einem Ergebnis zu kommen. Dies hatte innerhalb den PiBB 2005 zur Folge, dass alle üblichen Schwierigkeiten bei Verhandlungen auch hier auftreten konnten. Von der Sorge war zu hören, „über den Tisch gezogen zu werden“ oder für andere Zwecke instrumentalisiert zu werden. Ebenso von der Sorge, derart angegriffen zu werden,

dass man die guten Vorsätze zur Dialogbereitschaft vergessen könnte und aggressiv würde. All diese Gefahren lauerten auf dem Weg der PiBB 2005, wurden aber in ständigem Bemühen um wachsende Vertrautheit und handlungsorientierte Ergebnisse bewältigt.

3. Themen, Teilnehmerinnen und Teilnehmer finden, Ziel überprüfen

Themen sammeln und gruppieren

Als zweiter grosser Schritt der Vorbereitungen wurden die Gläubigen im Frühsommer 2004 via die Pfarrblätter, mit Briefen an die Pfarreien und mit verschiedenen Präsentationen bei diözesanen und kantonalen Seelsorgeräten eingeladen, ihre „brennenden Themen“ für die PiBB 2005 vorzuschlagen.

Dieser Schritt an die Öffentlichkeit brachte ein breites Spektrum von Anliegen zu Tage, die unterschiedlich ausführlich formuliert wurden. Einige Briefe nannten nur Gründe, warum sie *nicht* teilnehmen wollten, jedoch so ausführlich, dass aus ihnen ebenso Themen-Nennungen herausdestilliert werden konnten.

Die über 80 Themen-Nennungen wurden vorerst zu 15 Themengruppen zusammengefasst. Ein einziges Thema konnte keiner Themengruppe zugeordnet werden, es verlangte eine Reform des Papsttums.

Wenige Anmeldungen machten „eine Kirche mit wenig Hoffnung in die Institution“ deutlich

Im Herbst 2004 wurden die Einladungen zur Teilnahme an den PiBB 2005 in einer der 15 vorgesehenen Themengruppen breit gestreut und viele möglicherweise Interessierte wurden auch direkt angesprochen. Viele winkten ab, dass sie für eine solche Veranstaltung nicht zu haben seien. Dass sich von so vielen Angesprochenen letztendlich nur 80 zur Teilnahme bereit fanden, machte die Stimmung im Bistum deutlich. Angesichts von bloss 80 Teilnehmenden komprimierte die Kerngruppe die Zahl der vorgesehenen Themengruppen von fünfzehn auf neun; sie sind im Inhaltsverzeichnis dieser Dokumentation aufgeführt.

In vielen negativen Rückmeldungen war die Hoffnungslosigkeit der Basis gegenüber ihrer Bistumsleitung zum Greifen. Bei einzelnen hatte der niedrige „Pegel ihrer Hoffnung“ einen Kampfgeist ausgelöst, der eine gemeinsame Grundlage mit dem Gegenüber nicht mehr als gegeben ansah und daher mit Druck den „Obrigkeiten“ Beine machen wollte. Diesen schien die subtile Vorgehensweise der PiBB 2005 wenig zielführend.

Bei der Bistumsleitung wurde die hier manifestierte Hoffnungslosigkeit der Basis mit einer gewissen Resignation zur Kenntnis genommen. Es schien in diesem Zeitpunkt, als setzte hauptsächlich die Bistumsleitung einige Hoffnung in die PiBB 2005.

Für die Kerngruppe der PiBB 2005 stellte sich damit folgende Frage: **Können mit so wenig Hoffnung in die Institution überhaupt neue Perspektiven für das Bistum Basel entwickelt werden?** Hier war eine erste Situationsanalyse nötig:

1. Auffallend war als erstes, wie wenige Mitchristen dieser Kirche heute noch Veränderung zutrauen. Das nach wie vor zahlreiche persönliche Enga-

gement in den Pfarreien darf nämlich nicht darüber hinwegtäuschen, dass es nur noch ganz wenige sind, die sich motivieren lassen, sich den überpfarreilichen Themen zu widmen. Die Strategie des „Sich auf die eigene Pfarrei konzentrieren“ ist derzeit sehr verbreitet, und man kann in ihr eine Überlebensstrategie sehen. Sie stellt eine wichtige notwendige Errungenschaft der heutigen Ehrenamtlichen dar, um nicht wegen der grossen ungelösten Fragen die Kraft für das Engagement zu verlieren.

2. Auffallend in den verschiedenen Rückmeldungen war zweitens, wie genau einzelne Mitchristen die richtige Lösung für unser Bistum bereits zu kennenglauben. Sie werden damit zu individuellen Wahrheitshüterinnen und Wahrheitshütern. Doch leider endet hier der Dialog im Gegenüberstellen von Wahrheiten – und mit dem Dialog endet gleichzeitig die Möglichkeit, gemeinsam an der Zukunft zu arbeiten. Die natürliche Vielfalt an Lösungen und Werthaltungen wird dann nicht als bereichernd angesehen. Jedes Gespräch über die Zukunft wird zu einem Machtspiel um die Durchsetzung der eigenen Wahrheit. Die Chance eines Dialogs kann aber erst genutzt werden, wenn wir die Wahrheiten des anderen auch gelten lassen und nicht alles daran setzen, unsere eigene Wahrheit zum Erfolg zu führen.
3. Überraschend war drittens, wie viel Kritik es den PiBB 2005 eingebracht hat, sich auf Verhandelbares und Wandelbares zu beschränken. Dabei blieb unbestritten, dass selbst kleine Veränderung in der Ortskirche auch Auswirkungen in der Weltkirche haben können. Dass die freiwillige Selbstbeschränkung auf den eigenen Wirkungsbereich auf solche Kritik stösst, machte stutzig, müsste man doch selbst in dem Fall, dass sich in den grossen ungelösten Fragen der Kirche (z.B. neue Zulassungsbedingungen zur Weihe) in den nächsten zehn Jahren nichts ändern würde, auf viele andere Fragen gemeinsame und kommunizierbare Antworten finden.

Mit diesen „Entdeckungen“ im Rahmen der Vorbereitungen des PiBB, wurde deutlich, wie ohne Dialog der gemeinsame Boden als die Grundlage für gemeinsames Handeln gefährdet war – und es gab bereits Anzeichen, dass hier vieles bereits verloren gegangen war. Weiter ergab sich die Frage, ob wir an einem Punkt der Polarisierung und der Paralyse angekommen waren, an dem es kaum mehr Perspektiven geben konnte, solange nur die Erhaltung der Institution als Hauptziel vor Augen stand. Dann wären die wenigen Hoffnungen in die Institution die einzigen verbliebenen Hoffnungen gewesen.

Das wäre jedoch für die PiBB 2005 zu wenig. Nicht mehr die Hoffnung auf eine andere Zukunft, sondern allein die Wahrnehmung der Realität, wie sie im Begriff der Evaluation bereits grundgelegt ist, wurde daher zum Ausgangspunkt für die PiBB 2005.

In dieser Wahrnehmung (auch als spirituelle Übung) kann auch die Unmittelbarkeit Gottes zu uns Menschen als Kraftquelle erfahrbar werden. Aus dieser Kraft wird in der Kirche ja bereits heute viel Gutes geleistet und dieses gedeiht – auch ohne die

Hoffnung in die Zukunft der Institution Kirche. Wenn die Kraft aus der gemeinsamen Gegenwarts-wahrnehmung spürbar wird, können sich daraus Perspektiven entwickeln, die radikal sind, die in unserem Glauben begründet sind und von denen sich am Schluss hoffentlich die Bistumsleitung ebenso wie die kirchliche Basis inspirieren lässt.

Daher war für die „Perspektiven im Bistum Basel 2005“ die Evaluation der Gegenwart das vorrangige Ziel der Arbeit: Klar und differenziert zu beschreiben, wo wir als Glaubensgemeinschaft stehen, und möglichst differenzierte Beobachtungen zu formulieren. Aus dieser genauen Evaluation würden sich einige nächste Schritte von alleine nahe legen. Auf dieser Entdeckungsreise nur auf das Positive zu blicken, wäre naiv.

4. Durchführung der PiBB 2005

Die PiBB 2005 begannen für die Teilnehmerinnen und Teilnehmer am Samstag, 5. März 2005 in Baden nach einem Eröffnungsgottesdienst in der Stadtkirche mit einem Arbeitstag in der Kantonschule, wo sich die Themengruppen erstmals trafen. Sie wurden durch kompetente Moderatorinnen und Moderatoren angeleitet, eine gemeinsame Sicht der Dinge zu entwickeln. Da die Teilnehmenden sich selbst für bestimmte Themenkreise angemeldet hatten, ohne die anderen vorher zu kennen war die Zusammenstellung der Gruppen und auch die Kohärenz der in ihr vertretenen Meinungen ein Zufallsprodukt. Dabei stellte sich heraus, dass einige Themengruppen recht homogen waren, weil sie sich aus der Themenstellung als „Gruppe der Betroffenen“ konstituierten. Andere Themengruppen waren ohne direkte Betroffenheit und daher auch extrem vielfältig. Hier drückte sich aus, dass bei relativ geringer Gruppengrösse auch extremere Positionen nicht durch Mehrheiten, sondern nur durch Verhandlung integriert werden konnten. Nur in Einzelfällen ist dies nicht gelungen.

Inzwischen richteten alle Beteiligten, also die Mitglieder der Themengruppen einerseits und die je zwei Vertreter und Vertreterinnen der Bistumsleitung, die jeder Themengruppen zugeteilt waren (je ein Bischof und ein sachkompetentes Mitglied der Bistumsleitung), ihre Arbeiten auf die abschliessende Diskussionstagung am 22./23. Oktober in Wettingen im ehemaligen Zisterzienserkloster (heute Kantonsschule) aus. Zunehmend fanden die Arbeitsgruppen eine gemeinsame Linie und auch die Mühen des Zusammenfindens wurden überwunden. Das führte auch zu kleineren Konzept- und Programmänderungen. So wurde aus der inhaltlichen Fokussierung und im Kontakt mit der Bistumsleitung beschlossen, die Gesprächsrunden an der Diskussionsveranstaltung im Oktober nicht öffentlich durchzuführen, um zu ermöglichen, dass aus dem schrittweisen Annähern konkrete Konsenspunkte erkennbar würden, vielleicht sogar eine Vereinbarung bzgl. Nachhaltigkeit. In der intimen Gesprächsrunde einer geschlossenen Gruppe durfte das eher erwartet werden, wenn keine Grundsatzserklärungen mehr notwendig sind. Auf ausdrücklichen Wunsch des Diözesanbischofs wurden die vorgesehenen Diskussionsrunden zwischen Themengruppen und Bistumsleitung von je anderthalb auf je zweieinhalb bis drei Stunden

verlängert, was während dieses Wochenendes zu einem stark gestaffelten und dichten Arbeitsplan aller Beteiligten führte, da bis Sonntagabend alle Perspektivanalysen sowie die Konsenspunkte der neun Themengruppen definitiv zu redigieren und im Internet (www.pibb.ch) zu publizieren waren. Die einzigen gemeinsamen Termine aller an den PiBB 2005 Beteiligten war ein gemeinsames festliches Nachtessen am Samstag und der feierliche bischöfliche Abschlussgottesdienst am Sonntagmittag.

So wurde aus der Verhandlungsmethodik ein eindrückliches Erlebnis und ein greifbares schriftliches Ergebnis des Dialoges, welches nun in den *Konsenspunkten* vorliegt. In einigen Punkten haben die Themengruppen Postulate formuliert. Dies geschah auch in Anlehnung an den Pastoralen Entwicklungsplan des Bistums Basel, der ebenfalls von Postulaten spricht.

Überwinden der Blockade

Mit kleinen Schritten und ersten Konsensanzeichen entstand Vertrauen, so dass man sich ohne Überraschungen und Druckversuche aufeinander zu bewegen konnte und erste Konsenspunkte formulieren konnte. Da dies zu einer Zeit geschah und geschieht, in der öffentlich die Frage gestellt wird, wie weit in einer polarisierten kirchlichen Situation ein solcher Konsens überhaupt noch möglich ist, ist dieser kleine Erfolg durchaus in der Lage, weitere Früchte zu tragen.

Das Konzept

1. Zielsetzung

Die Veranstaltung "Perspektiven" soll in der Bistumskirche Basel an Hand von 10 bis 15 wichtigen *Themenkreisen* primär aus Sicht der kirchlichen Basis

- überprüfen, ob und wie weit die lokale kirchliche Praxis in ihrem schweizerischen Umfeld mit ihrem Ideal "als Volk Gottes und Leib Christi in dieser Welt leben" übereinstimmt,
- wichtige Übereinstimmungen und Abweichungen zwischen Ideal und Wirklichkeit beschreiben und festhalten,
- Korrekturmöglichkeiten aufzeigen (und allenfalls bewerten), welche die Möglichkeiten nutzen, die innerhalb der Bistumskirche Basel "verhandelbar und wandelbar" sind (also unter bewusster

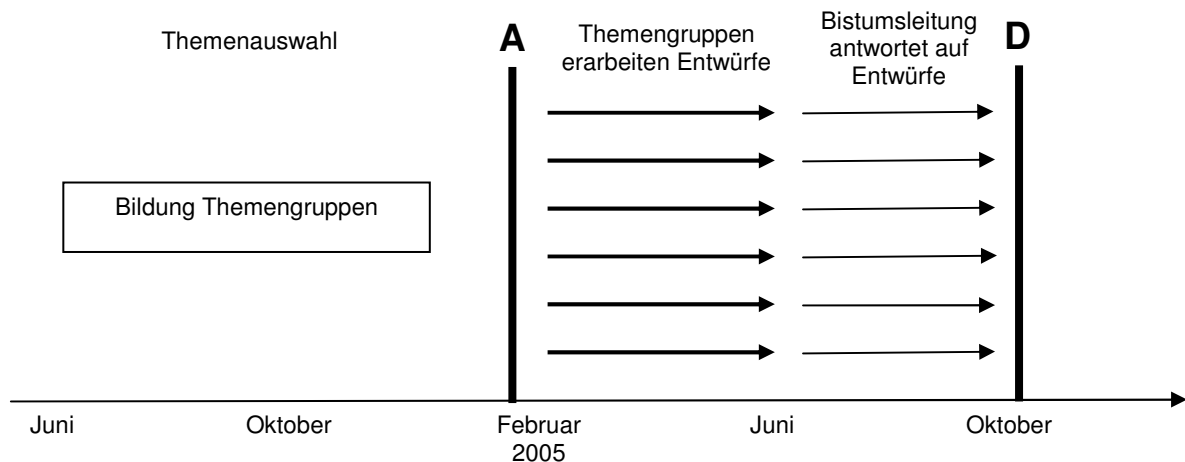
Ausklammerung von Lösungen, die die Universalkirche betreffen),

- eine Kommunikationskultur des gegenseitigen Zuhörens zwischen den verschiedenen Ebenen der Kirche einen Schritt weiter aufbauen.

2. Struktur und Gesamtablauf

Die eigentliche Arbeit der Veranstaltung erfolgt für jeden Themenkreis in einer Themengruppe (TG) von 10 bis 25 permanenten Teilnehmern und im Kontakt mit der Bistumsleitung. Die Themengruppen arbeiten inhaltlich unabhängig voneinander, richten ihre Arbeiten aber zeitlich auf zwei Tagungen in Baden-Wettingen aus:

- Arbeitstagung A im Februar/März: Start der Entwurfsphase
- Diskussionstagung D im Oktober: Textüberarbeitung im direkten Kontakt mit der Bistumsleitung



Während und nach der Arbeitstagung A bereitet jede Themengruppe ihren Textentwurf vor, wobei sie ihre Arbeitsweise selbst regelt (Treffen, Korrespondenz usw.). Zwischen Sommerpause und Diskussionstagung nimmt die Bistumsleitung zu den Textentwürfen schriftlich Stellung. Damit ergibt sich grob der Ablauf der Gesamtveranstaltung mit Arbeitstagung A und Diskussionstagung D gemäss Skizze.

3. Themenkreise

Die zu bearbeitenden Themenkreise sollen unser Handeln als Bistumskirche, allenfalls auch im Gespräch mit den staatskirchenrechtlichen Gremien in der schweizerischen politischen und gesellschaftlichen Landschaft ansprechen. Es sollen breite Themenkreise sein, von denen jeder verschiedene Personengruppen anspricht und an verschiedene Adressaten gerichtet werden kann. Beispiele solcher Themenkreise sind etwa der Gemeindegottesdienst, die Jugendarbeit, die Integration von Ausländern oder auch die kirchlichen Finanzen (starke Kirchgemeinden, schwache gemeindeübergreifende Strukturen). Aus der Tagsatzung von Bern können jene Themen wieder aufgenommen werden, die inzwischen zu Ergebnissen geführt haben und eine Weiterarbeit nahelegen.

In der Phase Themenauswahl wird eine Liste

geeigneter Themenkreise öffentlich vorgestellt (Ausschreibung). Für die Veranstaltung werden vorrangig jene Themenkreise ausgewählt, die bei der Ausschreibung das grösste Interesse wecken.

4. Teilnehmende

Die zentrale Arbeit der Veranstaltung leisten die Themengruppen. Diese sollen sich mehrheitlich aus Menschen aus der kirchlichen Basis (*Basisteilnehmer*) aus dem gesamten Bistum zusammensetzen, ergänzt durch Personen aus dem kirchlichen Dienst (*Dienstteilnehmer*). In jeder Themengruppe finden sich schwergewichtig Interessierte am entsprechenden Themenkreis mit entsprechender Sachkompetenz, wobei die Interessenrichtung durchaus auch unterschiedlich sein kann und soll. Geleitet wird jede Themengruppe von einer dafür geeigneten Person als *TG-Moderator/in*.

Als *Basisteilnehmer* eignen sich Personen, die sich ehrenamtlich, aber mit einer gewissen Nachhaltigkeit mit kirchlichen Anliegen befassen, also namentlich aktive oder ehemalige Mitglieder von Pfarreiräten, Kirchenpflegern, Vereinsvorständen (Frauenbund, Jungwacht-Blauring) oder von Spezialkommissionen und -organisationen.

Dienstteilnehmer sind Personen im pastoralen Dienst (Pfarrei, kirchliche Arbeitsstellen und Orden), welche kirchliches Sachwissen und die Querverbindung zu permanenten Organen der

Bistumskirche in ihre Themengruppe einbringen können.

Als Adressat und Gesprächspartner der Themengruppen wird die *Bistumsleitung* (und evtl. staatskirchenrechtliche Gremien) angesprochen. Jede Themengruppe soll wissen, welche Person aus der Bistumsleitung (Bischof, Generalvikar usw.) vermutlich ihr Diskussionspartner sein wird. Die Ergänzung durch Vertreter staatskirchenrechtlicher Gremien wird vor der Diskussionstagung einvernehmlich überlegt.

Um die Gesprächskultur zu zeigen und vertiefen, werden die Themengruppen öffentlich diskutieren, so dass bestimmte *Zuhörer* deren Arbeit in der Arbeitstagung und/oder der Diskussionstagung verfolgen können.

Neben den vorstehend erwähnten Trägern der eigentlichen Veranstaltungsarbeit sind verschiedenste unterstützende Funktionen in Vorbereitung (*erweiterte Kerngruppe*) und Infrastruktur (*lokales OK*) nötig, die von einer *Kerngruppe* koordiniert werden.

5. Zeitplan

Zeit	Aufgabe	Wer?
vor Juni 2004	Vorbereitung Ausschreibung Provisorische Liste der Themenkreise Provisorische Liste von TG-Leitern	Kerngruppe
Juni	Ausschreibung Orientierung der Bistumsöffentlichkeit offene Einladung von Interessierten zur Mitarbeit Erkennen von Interessenschwerpunkten	Kerngruppe
Okt. - Dez.	Bereinigung der Themenliste Bildung der Themengruppen Auswahl der TG-Mitglieder aus Anmeldungen gezielte Nachwerbung von TG-Mitgliedern	Kerngruppe Regionen, Dekanate
Febr.–Juni 2005 5. März 2005 in Baden	Erarbeitung Textentwürfe Arbeitstagung A: Markanter Beginn der Gruppenarbeit zu einem festen Zeitpunkt in Baden-Wettingen im Rahmen der Arbeitstagung A; "man trifft sich". Jede Themengruppe erstellt den Entwurf ihrer Stellungnahme im Rahmen <i>weniger</i> Sitzungen und über Korrespondenz bis Ende Juni. Anschliessend gehen die Textentwürfe an die Bistumsleitung	Themengruppen
Juli - Sept.	Das zuständige Mitglied der Bistumsleitung kommentiert die Textentwürfe seiner Themengruppen schriftlich	Bistumsleitung
22./23.10.2005 im Kloster Wettingen	Diskussionstagung D: Die Themengruppen treffen sich ein letztes Mal, wiederum gleichzeitig in Baden-Wettingen, zu Schlusdiskussion und definitiver Redaktion ihres Texts. In dieser Sitzung steht ihnen das für sie zuständige Mitglied der Bistumsleitung ca. 90 Minuten für die Problemdiskussion zur Verfügung.	Themengruppen Bistumsleitung
Oktober	Am Ende der Diskussionstagung D: Veröffentlichung der bereinigten Texte aller Themengruppen auf dem WWW, Medienorientierung.	Kerngruppe
nach Oktober	Nutzung und Umsetzung der erarbeiteten Ergebnisse (Projekte)	ständige Organe und neue Projektgruppen

6. Ergänzende Überlegungen

6.1 Was ist das Gemeinsame?

Die Gemeinschaft der Teilnehmer an der Veranstaltung kommt in einer gemeinsamen *Eucharistiefeier* mit dem Bischof am Schlusstag (Diskussionstagung D) zum Ausdruck. Dabei sollen – sorgfältig vorbereitet – möglichst viele Laienbeiträge einbezogen werden.

Rahmenveranstaltungen können die Veranstaltung für kirchlich Interessierte sichtbar machen. Sie finden während der Diskussionstagung D teilweise parallel zu den Diskussionen der Themengruppen

statt. Als Themen kommen etwa in Frage: Kirchenmusikveranstaltung, Besichtigungen, Jugendevent.

6.2 Erwartete Ergebnisse: Texte als Evaluationsbericht

Jede Themengruppe erarbeitet zu ihrem Themenkreis einen Text. Dieser Text soll gemäss Zielsetzung in Ziffer 1 in knapper Form (3 bis 5 Seiten A4) Analysen und Synthesemöglichkeiten beschreiben (und allenfalls bewerten). Der Text ist *nicht* als Thesenpapier oder Forderungskatalog zu gestalten.

Der Text wird durch die Themengruppe erarbeitet und verantwortet, wird aber zweistufig abgestimmt mit der Bistumsleitung (schriftliche Stellungnahme

im September, mündlich am Diskussionstag D).

Das sichtbare Ergebnis der Veranstaltung wird somit aus einigen Texten bestehen, die als eine Art Evaluationsbericht zu verstehen sind. Evaluationen werden heute oft als Führungshilfe für nicht-kommerzielle Organisationen eingesetzt, so hier im kirchlichen Bereich.

6.3 Begegnung Basis - Bistumsleitung

Im Rahmen der Themengruppen soll diese Begegnung sachbezogen erfolgen. Die erste Begegnung erfolgt auf beiden Seiten schriftlich (vgl. Ziffer 6.2); beide Seiten können in aller Ruhe überlegen, was sie der anderen Seite sagen wollen und sollen. Der persönliche, mündliche Kontakt erfolgt in der Diskussionstagung D. Beide Seiten sind jetzt vorbereitet, wissen auch bereits etwa, wo Differenzen verbleiben und wo eher nur noch Unklarheiten zu bereinigen sind. Die Mitglieder der Bistumsleitung, die in den Themengruppen allein oder vielleicht zu zweit Gesprächspartner sind, dürfen in dieser Situation nicht mit Überraschungen rechnen müssen.

6.4 Gewinnung geeigneter Basisteilnehmer

Die sorgfältige Formulierung kirchlicher Anliegen, namentlich durch Leute der Basis, braucht Zeit, Selbstkritik und Austausch mit anderen, auch mit solchen, die eine andere Meinung haben (was ja bekanntlich meist nicht wenige sind). Diese *Zeit* muss haushälterisch eingesetzt werden, konzentriert auf bestimmte Themenkreise und strikt limitiert bis zur Diskussionstagung D. Nur so ist es möglich, kompetente Leute aus der Basis für die Teilnahme zu gewinnen, möglichst solche, die sich bereits für kirchliche Fragestellungen profiliert und eingesetzt haben (von theologischen Fragen über staatskirchenrechtliche Probleme bis zur Jugendarbeit). Solche engagierten Milizkräfte sind kaum bereit, sich tagelang eine Vielzahl von Themen anzuhören und als gewinnbringend zu erleben, daher der Verzicht auf Plenumsveranstaltungen.

Die Qualität der Arbeit der Veranstaltung steht und fällt mit den Teilnehmern. Deren Gewinnung und Auswahl bildet daher die wichtigste Vorbereitungsarbeit der erweiterten Kerngruppe, wobei die Personenkenntnisse der Regional-, Dekanats- und Pfarreiorganisationen eingesetzt werden müssen. Auf keinen Fall sollen Teilnehmer "aufgeboten" werden, die sich aus Pflichtgefühl "opfern", z.B. weil sie bereits Amtsträger sind (Kirchenpfleger usw.). Es gibt genügend interessierte Personen mit Fachkompetenz in der Basis des Bistums, die sich für eine begrenzte Zeit für ein Thema ansprechen lassen – diese Leute müssen nur gefunden werden.

6.5 Nachhaltigkeit

Die *nachhaltige Umsetzung* von Lösungsvorschlägen und -ansätzen (Projekte) kann nicht die Aufgabe einer Veranstaltung oder einer Evaluation sein. Projekte müssen daher *nach* der Veranstaltung über die ständigen pastoralen oder staatskirchenrechtlichen Strukturen oder mit speziellen Projektgruppen begleitet und/oder umgesetzt werden.

Um diese Umsetzung zu erleichtern, braucht es *nach* der Veranstaltung motivierte Fürsprecher und

Fürsprecherinnen, welche gegenüber den verschiedenen Adressaten die Überlegungen der Veranstaltung erläutern können. Das können Veranstaltungsteilnehmer sein, welche nachher weitermachen wollen. Erwünscht ist aber auch, dass mögliche Adressaten und kirchliche Fachleute bereits während der Veranstaltung, namentlich an der Diskussionstagung D, in die Gespräche einbezogen werden.

6.6 Öffentlichkeitsarbeit

Die Veranstaltung und namentlich der Schlusstag (Diskussionstagung D) sollen in der Öffentlichkeit zur Kenntnis genommen werden. Daher muss dieser Abschluss mediengerecht gestaltet werden. Da die Zielsetzung in der sorgfältigen Formulierung von Texten zu verschiedenen kirchennahen Themenbereichen besteht, muss dafür gesorgt werden, dass diese Texte am Schluss den Medien auch zur Verfügung stehen. Eine zeitgemäße und effiziente Form besteht in der Publikation noch am Tag D auf dem World Wide Web. Diese Form der Publikation sowie andere Programmhinweise müssen den Medien frühzeitig bekanntgemacht und in einer Medienkonferenz erläutert werden. Ob die Diskussionen in den Themengruppen den Medien offen stehen sollen, ist noch festzulegen.

Markus Heil/Carl August Zehnder/ 16.5.03

Teilnehmerinnen und Teilnehmer

Die neun Themengruppen

- A Frauen:
Elisabeth Myriam Zürcher Heil (Moderatorin),
Regina Berger-Lutz, Susi Krämer-Romer,
Veronika Peterhans, Heidi Widmer, Rita Wildi,
Brigitte Zumsteg, Esther Vögtlin (Moderatorin
des Gesprächs mit dem Bischof)
- B Ökumene:
Gerhard Ruff (Moderator), Peter Böhringer,
Gertrud Gal, Beat Liechti, Stefan Schibli,
Cornelia Stutz-Brunner, Verena Zehnder-Rahm
- C Gottesdienst:
Alois Odermatt (Moderator), Erika Bühler, Bruno
Gruber, Walter Kirchschräger, Hildy Kym-
Widmer, Hanspeter Neuhaus, Florian Piller,
Markus Rudmann, Franziska Stadler
- D Kommunikation:
Markus Heil (Moderator), Pascal Bamert,
Christophe Baude, Lisbeth Erni, Sr. Irene
Gassmann, Margret Koch, Josef Rennhard,
Margrith Wernli, Louise-Anne Zehnder
- E Diakonie:
Urs Brunner (Moderator), Pia Oeschger-
Dubacher (Moderatorin), Italo Luis Cherubini,
Francisco Gmür, Rosmarie Jetzer, Moisis
Palmeiro, Pia Schaad-Käser
- F Jugend und Familie:
Thomas Kyburz-Boutellier (Moderator), Antonio
D'Andrea, Elke Domig, Elsie Heeb-Michel,
August Krucker, Ruth Linz, Theres Mathys-
Manz, Dominik Schenker
- H Pfarreien:
Hubert Kausch (Moderator), Alice Fischer,
Theres Honegger, Röbi Hug, Josef Locher,
Roman Näf, Ueli Schibli, Roland Steiner
- K Ausgrenzungen:
Paul Jeannerat (Moderator), Hans-Jörg Bürgi,
Monica Dormann, Beatrice Frainier, Beatrice
Greder-Seiler, Alex Hutter, Irene Ischer, Geri
Oeschger
- N Finanzen:
Carl August Zehnder (Moderator), Andreas
Helfenberger, Peter Meier, Josef Seiler, Josef A.
Sieber, Herbert Zehnder

Die Vertreter und Vertreterinnen der Bistumsleitung

(mit den Themengruppen, denen sie als
Dialogpartner zur Verfügung standen)

Bischof Kurt Koch (A,B,D), Weihbischof Martin
Gächter (C,H), Weihbischof Denis Theurillat
(E,F,K), Fabian Berz (D), Odo Camponovo (E),
Theresia Anna Gehle (F), Kurt Grüter (H), Erich
Häring (N), Christine Rammensee (F), Roland-B.
Trauffer (B,N), Ulrike Zimmermann (K), Hans
Zünd (C)

Die organisierende Kerngruppe der PiBB 2005 in Baden-Wettingen

Markus Heil (Co-Präsident), Carl August
Zehnder (Co-Präsident), Elisabeth Pauli-Frey
(Präsidentin Trägerverein), Annemarie Frey-
Fürst, Beat Meier, Trudi Streif-Seiler, Hubert
Zürcher, Odo Camponovo (Verbindung zur
Bistumsleitung)

Die Infrastrukturgruppen für die Tagungen

- **in Baden:** Hubert Zürcher (Präsident), Jrène
Som-Käufeler, Trudi Streif-Seiler
- **in Wettingen:** Beat Meier (Präsident), Brigitt
Imhof-Probst, Urs Imhof, Vreni Meier-Schmid,
Stefanie Meier-Probst, Trudi Günthart, Werner
Linz, Alois Möckel

Sekretariat

Jrène Som-Käufeler

Themengruppe A „Frauen“: Frauen ernst nehmen – für eine entscheidungsbefugte Partizipation der Frauen in der Kirche

Die Perspektivanalyse der Themengruppe A

I. Einleitung

1.1. Wir Frauen der Perspektiven-Basis-Gruppe betrachten uns als aktive, gläubige, römisch-katholische Christinnen, und wäre uns Frauen der lebendige Glaube nicht so wichtig, würden wir uns sicher nicht so stark in unseren Pfarreien und sogar in den PiBB engagieren.

1.2. Die römisch-katholische Kirche ist unsere Heimat, die wir bewahren, gestalten und verändern wollen.

1.3. Wir in unserer Gruppe vertreten 2 Generationen von Frauen, die aufbauend kritisch die römisch-katholische Kirche mitgestalten und in gewissen Lehrsätzen hinterfragen.

1.4. Wir glauben immer noch an eine Zukunft der katholischen Kirche, in der wir uns wohlfühlen können und die unsere Berufungen ohne Einschränkungen ernst nimmt.

1.5. Mit unserer Mitarbeit in der Frauengruppe der PiBB wollen wir die Dialogbereitschaft der Bistumsleitung bewusst nutzen.

1.6. Generelle Vorüberlegung:

Erfahrung ist ein wesentlicher Faktor gesellschaftlicher und kirchlicher Veränderungen. Frauenerfahrungen aber hatten bis vor kurzem kaum Zugang zu jener Ebene, auf der kirchliche Lehre und kirchliche Politik formuliert werden. Unbeeindruckt von neuen Erkenntnissen wird in unserer Kirche der Mythos von der *spezifischen Rolle der Frau* weitertradiert und von aussen definiert, ohne dass auf die Erfahrungen von Frauen geachtet wird.

Es scheint uns wichtig, dass hier auf allen kirchlichen Ebenen ein *Umdenken* stattfindet und die Erfahrungen von Frauen in ihrer ganzen Tragweite ernst genommen werden.

Damit diese auch institutionell in die kirchlichen Entscheidungen einfließen und diese mitbestimmen können, erwachsen im Folgenden einige Forderungen, die wir in den Teilen III und IV formulieren.

II. Was bringen Frauen in die Kirche ein:

2.1. Glaubensweitergabe in der Familie

2.2. Engagement in Katechese und Diakonie

2.3. Mitgestaltung von Krabbelgottesdiensten, voreucharistischen Gottesdiensten, Familiengottesdiensten, Weltgebetstag, Frauengottesdiensten.

Pt. 2.2. + 2.3. = Durch die fantasievolle Gestaltung von Gottesdiensten und Katechese kann ein lebendiger und lebensfroher Glaube in den Kindern heranwachsen!

2.4. Die ehrenamtliche Tätigkeit in den Pfarreien wird vor allem von Frauen geleistet.

2.5. Wäre uns Frauen die Glaubensweitergabe und die Beheimatung der Kinder in der Kirche nicht so wichtig, so würde das Pfarreileben und das unter den Punkten 2.1. - 2.4. Genannte zusammenbrechen.

2.6. Frauen bringen eine andere Sicht in die Auslegung der Bibel. Dadurch werden die kraftvollen und vielseitigen Frauengestalten aus ihrem farblosen Dasein (- in das sie in einer nur von Männern bestimmten Auslegungstradition gedrängt wurden -) erlöst und für uns zu wichtigen Vorbildern (z.B. Myriam, die Schwester des Mose, Judith, Abigail; aber auch Maria, die uns von älteren Priestern oft nur als demutsvolle, Gott ergebene junge Frau dargestellt wird, deren starke persönliche Kraft und Entscheidungsfähigkeit jedoch oft unter den Teppich gekehrt wird, z.B. wie sie allein über das Gebirge läuft, um ihrer Cousine Elisabeth beizustehen).

Marias mutige Aussagen im Magnificat sind bis heute gesellschaftspolitisch brisant und machen uns Mut und handlungsfreudig.

Unserer Verantwortung und Sorge für den Fortbestand einer glaubwürdigen, lebendigen Kirche bewusst, stellen wir folgende Forderungen:

III. Wir fordern auf Bistumsebene:

3.1. Wir anerkennen die grossen Bemühungen der Bistumsverantwortlichen - v.a. in den letzten Jahren - soweit möglich qualifizierte Frauen für eine Aufgabe in einer Leitungsfunktion oder als Mitglieder von Entscheidungsgremien zu gewinnen. Die Verantwortlichen von Gremien auf anderen Ebenen (Region, Kantonalkirche, Pfarrei) bemühen sich schon seit längerem mit Erfolg.

⇒ Wir bitten dringend, in der Bemühung nicht nachzulassen, gerechte Vertretungen qualifizierter Frauen in allen kirchlichen Entscheidungsgremien zu erreichen.

3.2. Frauen, die sich längere Zeit ganz der Familie gewidmet haben und daher keiner Erwerbsarbeit nachgegangen sind, finden einen leichteren Einstieg zurück ins Berufsleben, wenn sie in ihrem Lebenslauf nachweisen können, dass sie sich während ihrer Familienzeit auch noch in ehrenamtlichen Aufgaben engagiert haben (z.B. als Frauenbundsvorstand, in der Vorbereitung von Kinderfeiern, etc.). Um den beruflichen Wiedereinstieg zu erleichtern und gleichzeitig die ehrenamtliche Tätigkeit aufzuwerten, fordern wir für das ehrenamtliche Engagement in der Kirche die obligatorische Ausstellung des Sozialzeitausweises.

⇒ Um dieses Ziel zu erreichen, bitten wir den Bischof, das Ausstellen des Sozialzeitausweises

den Verantwortlichen in den Pfarreien zu empfehlen. Die betroffenen Pfarreiverantwortlichen fordern wir auf, ehrenamtlichen MitarbeiterInnen den Sozialzeitausweis automatisch auszustellen. Zudem soll das Recht auf einen Sozialzeitausweis publik gemacht werden (auch auf der Website).

3.3. Wenn Berufsleitbilder und Handbücher für kirchliche MitarbeiterInnen erarbeitet werden, darf es nicht mehr geschehen, dass diese zuerst von den davon betroffenen Gremien in einer Vernehmlassung begutachtet werden, und am Ende die Bistumsleitung den alleinigen Schlussentscheid hat.

⇒ Wir fordern, dass die Kompetenzen der verantwortlichen Personen und Gremien ernst genommen und die Entscheidungswege eingehalten werden.

3.4. Die Kommunikation mit den Frauenverbänden (v.a. mit dem SKF), welche Hunderttausende von Frauen vertreten, soll verbessert werden. Der Weg ist auf der Ebene der Schweizerischen Bischofskonferenz mit Abt Martin Werlen bereits begonnen worden, indem konstruktive Gespräche stattgefunden haben.

⇒ Wir wünschen uns, dass auch auf der Ebene unseres Bistums die Zusammenarbeit mit dem SKF und den Kantonalverbänden ernst genommen und gefördert wird. Differenzen in der Beurteilung von Einzelfragen liegen durchaus drin.

3.5. Wichtig ist: Frauen müssen in ihren heutigen Lebensrealitäten wahrgenommen werden, auch in existentiellen Situationen; Notlagen müssen gesehen und ernst genommen werden.

Beispiel Abtreibung: Keine Frau treibt leichtsinnig ihr Kind ab, sondern meistens in auswegloser Situation, oft vom männlichen Partner dazu genötigt! Deshalb müssen auch Männer vermehrt in die Pflicht genommen werden: Jedes werdende Kind hat einen Vater; dieser trägt die gleiche Verantwortung für sein Kind.

⇒ Wir fordern daher, dass vor Verlautbarungen, Predigten etc. diese Tatsachen klar gesehen und ernst genommen werden.

3.6. Als das Schreiben von Papst Johannes Paul II. „an die Bischöfe der Katholischen Kirche über die Zusammenarbeit von Mann und Frau in der Kirche und in der Welt“ am 31.3.04 herauskam, liess es die Schweizerische Bischofskonferenz u.a. von Frau Prof. Dr. Barbara Hallensleben kommentieren. Zunächst erfreulich: die Bischöfe bitten eine Frau um eine Textkritik. Beim Lesen ihres Kommentars fiel uns auf, dass überhaupt keine Kritik vorkam. Dies erstaunte und enttäuschte uns engagierte Frauen sehr.

Wenn man schon einen päpstlichen oder bischöflichen Text von einer Frau rezensieren lässt, dann bitte von jemandem, die ihn kirchenkritisch unter die Lupe nimmt.

⇒ Es ist uns ein Anliegen, dass Verlautbarungen, Hirtenbriefe vor ihrer Herausgabe von engagierten, kritischen Frauen und Männern gegengelesen („gegengestrählt“) werden.

3.7. Die Stellung der Gemeindeleiterinnen und Pastoralassistentinnen soll verbessert und verbindlich geregelt werden. Eine Untersuchung hat gezeigt, dass die Seelsorge differenzierter und vielfältiger wird, wenn Frauen im Einsatz sind. Unsere Angst ist berechtigt, dass qualifizierte Frauen vermehrt durch Diakone oder durch kulturfremde Priester ersetzt werden, sobald sich eine Gelegenheit dazu bietet. Letztere haben oft keinen guten Draht zu Kindern und sind wenig vertraut mit hiesigen Gegebenheiten. Selbst wenn sie zum Ortspfarrer werden, trennt sie v.a. ihr kultureller Hintergrund, ihre Vorstellung von der Rolle der Frau, aber auch der Rolle des Pfarrers, von den heutigen Familien und Pfarreimitgliedern. Dadurch können sie eine Pfarrei belasten oder gar auseinanderbringen, statt dass sie sie auf ihrem Weg zu Gott begleiten.

Wir freuen uns an einer lebendigen Eucharistiefeyer mit glaubwürdiger Predigt. Da aber die Anzahl der noch im Amt stehenden Priester drastisch zurückgegangen ist, ist die Eucharistiefeyer mit dem Ortspfarrer inzwischen eine Seltenheit geworden. Wir schätzen es sehr, mit der Gemeindeleiterin oder dem Gemeindeleiter gemeinsam unseren Gottesdienst zu feiern.

⇒ Wir fordern die verlässliche Zusicherung, dass Gemeindeleiterinnen weiterhin ihren Platz im Bistum Basel haben.

3.8. Auf die Ökumene mit unsern Schwesterkirchen soll wieder besonderen Wert gelegt werden. Viele evangelisch-reformierte Gemeinden und ChristInnen haben sich nach den jüngsten Verlautbarungen der päpstlichen Glaubenskongregation und der Bischöfe schockiert von uns distanziert. Was in jahrelanger Aufbauarbeit zum Blühen gebracht wurde, friert wieder zu. Es gibt zudem viele ökumenische (konfessionsverbindende) Ehepaare und Familien in unseren Pfarreien, die sich jetzt im Zentralen, der Eucharistiefeyer, wieder ausgestossen fühlen.

Wir beobachten, dass katholische Mütter, die bislang mit dem Einverständnis ihrer reformierten Ehepartner ihre gemeinsamen Kinder katholisch erzogen, sich den Übertritt zur reformierten Kirche ernsthaft überlegen müssen oder gar vollziehen, weil sie dort als *ganze Familie* zum Abendmahl zugelassen werden. Und wir verstehen, dass sich diese katholischen Mütter um der Einheit ihrer Familie willen zu diesem Konfessionswechsel entscheiden, obwohl wir es bedauern.

⇒ Deshalb fordern wir, dass sich die römisch-katholische Kirche des Bistums Basel wieder in besonderer Weise in der Ökumene mit unseren Schwesterkirchen und im ökumenischen Gespräch engagiert, wobei sie die Situation konfessionsverbindender Ehepaare und Familien speziell im Blick hat.

3.9. Die Kirche ist nur glaubwürdig, wenn ihre Verantwortlichen leben, was sie predigen, aussagen oder von andern verlangen. Dazu gehört die schwierige Frage der Doppelmoral und des unwürdigen Verstecken-Müssens der Priester-

kinder. Selbst Jesus hatte einen Vater auf Erden. Der Priester sollte zu seiner Partnerin und vor allem zu seinen Kindern stehen können, ohne seinen Beruf aufgeben zu müssen. Kinder können in einem solchen Lügengebäude kaum gedeihen.

⇒ Wir fordern, dass Priester öffentlich zu ihren Kindern und ihrer Lebenspartnerin stehen dürfen, ohne ihren Beruf aufgeben zu müssen.

3.10. ⇒ Wir fordern mutige Stellungnahmen der Bistumsleitung zur Klärung von päpstlichen Direktiven, wie diese im Bistum zu handhaben sind; wie z.B. in der Frage der Zulassung der Ministrantinnen: „Ich als Bischof von Basel stehe weiter hinter diesem wichtigen Dienst der Mädchen in unserer Kirche.“

3.11. ⇒ Wir erwarten von unserer Bistumsleitung, dass sie mutige Lösungen für die Kirche hier in der Schweiz sucht und einführt. Wir gehen *hier* in die Kirche, nicht anderswo. Nicht alles gilt weltweit, sondern ist gerade in der Kirche oft von den jeweiligen kulturellen und sozialen Gegebenheiten mitbestimmt.

IV. Wir fordern von unserem Bischof, sich in der Weltkirche für folgende Veränderungen einzusetzen:

4.1. Einführung der Frauenordination

Es gibt Frauen, die von sich glaubwürdig aussagen, dass sie vom Heiligen Geist zum Priesteramt oder zum Diakonat berufen sind, und die das zudem mit ihrem ganzen Leben beweisen. „Der Geist weht, wo er will“. Ist die Tatsache, dass ihnen das Leben nach dieser geistgewirkten Berufung einzig aufgrund ihres Geschlechts verweigert wird, nicht eine Sünde gegen den Heiligen Geist, und ein schwerer Schaden für die Kirche?

Wir sind erstaunt: Einerseits war es möglich, dass verheiratete anglikanische Priester in die römisch-katholische Kirche aufgenommen wurden und sie ihr Amt als römisch-katholische Priester ausüben dürfen. Andererseits verweigert man berufenen römisch-katholisch getauften und gefirmten Frauen die Weihe, ohne dass sie wenigstens ein Anrecht hätten auf eine Prüfung ihrer Berufung.

Es gibt keine theologischen Gründe gegen die Frauenordination mehr, die einer ernsthaften Prüfung standhalten; alle sind letztlich kulturell oder historisch bedingt. Die Evangelien bezeugen, dass Jesus Frauen als erste beauftragt hat, das zentrale Geheimnis unseres Glaubens – seine Auferstehung – zu verkünden.

⇒ Wir fordern, dass

- A) in der Weltkirche das Gespräch über die Ordination der Frau wieder aufgenommen werden muss.
 B) sich unser Bischof auf allen Ebenen, auch in der Weltkirche, für die Ordination der Frau einsetzt.

4.2. Wir finden es dringend notwendig, dass in der Weltkirche die Frage des Pflichtzölibats für Priester wieder aufgegriffen wird, unter Einbezug der möglichen negativen Folgen für allfällige Partnerinnen und Kinder von Priestern. Der Pflichtzölibat wurde erst im 12. Jahrhundert eingeführt und ist eine

Angelegenheit der Kirchendisziplin und somit keine, die sich aus dem *Wesen* des Priestertums ergäbe. Ein aus innerer Berufung *freiwillig gelebter Zölibat* wäre unserer Ansicht nach glaubwürdiger und würde in seiner Zeichenhaftigkeit eher verstanden. Anderer-seits könnte das Bemühen verheirateter Priester, zusammen mit ihrer Ehepartnerin eine christliche Familie aufzubauen, ausstrahlen auf die Gemeinde, gerade in der heutigen Zeit.

⇒ Wir bitten unsern Bischof dringend, sich in der Weltkirche für die Aufhebung des Pflichtzölibats einzusetzen.

4.3. Die Kirche soll das Sakrament der Ehe wirklich ernst nehmen und ihm voll vertrauen. Somit muss die Kirche in Sachen Empfängnisverhütung nur die grossen Linien der Liebe und der Ethik vorgeben. Die Wahl der Methode ist dem Gewissensentscheid der Paare zu überlassen.

Ganz wichtig ist uns in diesem Zusammenhang noch folgendes:

Eine wirksame Aidsprophylaxe in Entwicklungsländern, inkl. Aufklärung von Frauen und Männern, muss unbedingt unterstützt und darf nicht behindert werden. Es geht um das Überleben ganzer Generationen.

⇒ Deshalb fordern wir, dass sich unser Bischof in der Weltkirche für das Ernstnehmen des Ehesakramentes und der Aidsprophylaxe einsetzt.

V. Schlussgedanken

5.1. Auseinanderdriften von kirchlicher Aussen- und Innenpolitik. Papst Johannes Paul II. predigte allen weltlichen Regierungen die Wichtigkeit der Gleichberechtigung der Frauen in Gesellschaft, Wirtschaft und Politik. Gleichzeitig verweigerte er eben diese gepredigte Gleichberechtigung den Frauen innerhalb der katholischen Kirche. Nun ist Papst Johannes Paul II. inzwischen verstorben; was der neue Papst Benedikt XVI. machen wird, ist noch nicht glasklar, aber seine Äusserungen bis zum jetzigen Zeitpunkt lassen diesbezüglich nicht gerade auf eine Kursänderung hoffen.

5.2. „Der Widerspruch zwischen der kirchlichen Ideologie von der Frau einerseits und der Erlösungsbotschaft des Evangeliums andererseits wird von immer mehr Frauen als Frustration erlebt.“

5.3. Wir möchten, dass die Kirche bei Jesus punkto Menschenführung und Glaubensvermittlung in die Schule geht. Jesus hat mit seinen Gleichnissen und mit der Bergpredigt die grossen Linien vorgegeben und hat darauf vertraut, dass der mündige und gläubige Mensch sein Leben mithilfe dieser Richtlinien menschenfreundlich und gottesfürchtig gestalten kann. Die katholische Kirche ist zur Zeit eher kleingläubig und arbeitet daher alle Richtlinien bis ins kleinste Detail aus.

5.4.:

„... *Er ist vielmehr auch ein rufender Gott, der sich dem Menschen konkret zuwendet und der deshalb von diesem Menschen gehört werden wird.*“ ...
 „Bereits bei Adam ist damit deutlich, dass die Berufung nicht bloss eine Angelegenheit des

eigenen Willens ist, sondern dass die Initiative immer von Gott ausgeht und auch ihm bleibend gehört.“ (Zitat aus Kurt Koch, Bischof von Basel: Die Berufung aller Getauften zur Heiligkeit, S. 3)

⇒ Was ist, wenn wir Frauen, die wir ja auch Menschen sind, diesen Ruf Gottes zu einem kirchlichen Amt (Diakonat, Priesteramt) vernehmen?

Unser Gespräch mit dem Bischof am 22.10.05: Eine kurze Rückblende

Wir schätzten es sehr, beim Bischof auf offene Ohren zu stossen, und wir hörten einander gegenseitig gut zu. Der Bischof stellte Rückfragen, wenn er etwas nicht verstand; er stimmte uns zu, wo er aufgrund seines Amtes die Möglichkeit hatte. So kam es zu einem Konsens in folgenden Anliegen:

- Inkulturierung von Seelsorgenden aus andern Kulturen
- Aufbau eines niederschweligen Begegnungsangebotes mit dem Bischof
- Die „Arbeitsgruppe Frauenförderung im Bistum Basel“ auf die Website des Bistums Basel schalten
- Obligatorische Ausstellung des Sozialzeitausweises in allen Pfarreien

Wir waren sehr interessiert, aus direkter Quelle zu vernehmen, woran die Verantwortlichen des Bistums gegenwärtig arbeiten. Wir sind dankbar, wenn dies regelmässig einer breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht wird.

Es war interessant zu erfahren, dass die im Ordinariat arbeitenden Domherren von ihren Kantonen bezahlt werden, während für die anderen dort Tätigen, auch für alle Frauen, das Bistum bezahlen muss. Möchten wir den Frauenanteil im Ordinariat erhöhen, so müssten von der Finanzkommission mehr Mittel gesprochen werden.

Konsenpunkte der Themengruppe A „Frauen ernst nehmen“ mit Bischof Kurt Koch:

Frauenförderung

Adresse der Arbeitsgruppe der Frauenförderung wird auf der Website des Bistums angezeigt.

Sozialzeitausweis

Zur Förderung der ehrenamtlichen Tätigkeit soll in allen Pfarreien des Bistums der Schweizerischen Sozialzeitausweis ausgestellt werden.

Inkulturierung von Seelsorgern aus anderen Kulturen

Das Bistum Basel führt einen Einführungskurs für Seelsorger und Seelsorgerinnen aus anderen Kulturen ein, in dem diese in unsere Schweizer Kultur, und v.a. in die selbständige und selbstverständliche Mitarbeit der gläubigen Katholikinnen und Katholiken eingeführt werden.

Bedingung für diesen neuen Einführungskurs ist, dass die nötigen finanziellen Mittel dafür gesprochen werden. Die Gruppe „Frauen ernst nehmen“ verpflichtet sich nach ihren Möglichkeiten Überzeugungsarbeit leisten, damit die Notwendigkeit dieses neuen Kurses eingesehen, und daher auch von allen Kirchgemeinden und allen kantonalen Landeskirchen mitgetragen wird.

Aufbau eines niederschweligen Begegnungsangebotes

Die Bistumsleitung überlegt sich, in welcher Form sie die Idee eines niederschweligen Begegnungsangebotes mit dem Bischof umsetzen kann.

Mitglieder der Themengruppe A „Frauen“:

Susi Krämer-Romer
 Vroni Peterhans
 Heidi Widmer
 Rita Wildi
 Brigitte Zumsteg
 Elisabeth Myriam Zürcher Heil (Moderatorin)
 Regina Berger

Themengruppe B „Ökumene“: Ökumene – Von konfessionsverschiedenen Partnerschaften lernen

Die Perspektivanalyse der Themengruppe B

Ausgangslage

Neben unterschiedlichen Formen ökumenischer Begegnung und Zusammenarbeit besteht in den konfessionsverbindenden Ehepaaren eine ökumenische Beziehung auf Dauer, die als eines der sieben Sakramente für die katholische Kirche eine eigene Würde besitzt. Die Frage nach der Ökumene gehört damit ins Zentrum unseres eigenen Kirche-Seins. Mit der Verabschiedung der Charta Oecumenica haben die katholische Kirche und ihre Schwesterkirchen in der Schweiz dies zum Ausdruck gebracht.

Mit dem Fokus auf konfessionsverbindende Paare kommt die unausweichlich alltägliche Ebene unserer Gemeinden in den Blick. Ökumene hat sich hier alltagstauglich zu bewähren. Was auf dieser Ebene gelebt werden kann oder nicht, soll die gelebte Beziehung und daraus das Leben in den Gemeinden fördern.

Persönliche Aussagen

Da uns viel an einer konstruktiven Gesprächskultur gelegen ist, machen wir zum Beginn einige unserer Aussagen kenntlich, an denen entlang wir weiter gedacht haben:

- Ökumenische Gottesdienste hatten immer ein gutes Echo.
- Wir müssen etwas an der Basis tun, sonst geht nichts.
- Jeder hat Gastrecht in seiner Kirche und darf andere einladen.
- Wo es harzt, hängt man zu sehr an Vorschriften.
- Wir fühlen uns auch in Grauzonen wohl.
- Was wir unten leben, wird oben nicht aufgenommen.
- Ich bin konvertiert und habe den katholischen Glauben als Erweiterung erlebt und nie als Widerspruch.
- Konfessionsverbindende Ehen müssen eine Heimat haben.
- Wir Christen müssen zusammenstehen.
- Es braucht eine Gesprächshilfe für die extremen Flügel in beiden Kirchen. Damit ist die Basis überfordert.
- Es ist eine spirituelle Not, wie man sich nicht begegnet.
- Wie lernen die beiden Armeen, die Waffen niederzulegen?
- Wir haben Interkommunion erlebt – das wäre es doch, wenn wir das alle erleben dürften.
- Unsere Kinder fragen heute, wenn sie mit Unterschieden (bei den Kirchen) konfrontiert werden.
- Das Gemeinsame mehr betonen als das Trennende.

Leitfragen

Obwohl wir heute Kirche vor Ort engagiert nicht mehr ohne Verletzungen leben können, wollen wir diese nicht in den Vordergrund stellen. Die Fragen, die für uns wichtig geworden sind, verstehen wir als Gesprächsangebot.

Gemeinsamkeit fördern:

- Wenn wir immer weniger werden – wie können wir das Gemeinsame fördern?
- Wir leben und feiern zusammen und spüren uns nicht. Wie können wir unsere konfessionellen Kulturen angstfrei leben? Wie wird uns dabei von den Kirchenleitungen geholfen? Unsere Kinder wachsen sonst ohne Wurzeln auf und gehören zu keiner Kirche mehr.
- Wie können wir gemeinsam diese sich selbst verstärkende Resignation in der Gemeinde brechen?

Bei den Aktiven in unserer Pfarrei sind mehr als die Hälfte konfessionsverbindend. Wie sieht es mit der Liebe zwischen den Kirchen aus?

Differenz leben:

- Wie sieht die aktuelle ökumenische Situation von Christus her aus?
- Wir brauchen die Auseinandersetzung mit einer nicht selbst gemachten Religion. Es muss lebhaft bleiben – auch zwischen den Konfessionen.

Glauben wach halten:

- Das Wissen über Ethik und Glauben darf nicht weiter verflachen.
- Es darf so nicht weiter gehen – wir müssen ernst machen mit dem Glauben.

Handlungsansätze

In den folgenden Bereichen sehen wir Klärungsbedarf und Handlungsmöglichkeiten.

- Das Leben in den Gemeinden leidet unter „negativen Schlagzeilen“ der Gesamtkirche. Wir wissen, dass wir ein Vielfaches an positivem Handeln aufbieten müssen, um diese Wahrnehmung von Ökumene zu verändern. Was tun wir zusammen mit dem Bistum, um die positive Wahrnehmung von Ökumene voran zu bringen?
- Für uns hat die Tatverkündigung in Übereinstimmung mit dem Glauben Vorrang.
 - Wie können wir uns gegenseitig Glaubenserfahrungen ermöglichen, welche die Ökumene voran bringen?
 - Wo haben wir Podien, um Glaubenserfahrungen aus der Ökumene wirksam zu kommunizieren?
- Wie gehen wir mit der faktischen Interkommunion bei konfessionsverbindenden Ehen um?
- Wo haben Gewissensentscheide Platz zwischen den Konfessionen und wie schaffen wir für solche Entscheide Klarheit und Akzeptanz?

Gesprächsverlauf

Um ein konzentriertes und möglichst konkretes Gespräch führen zu können, schlagen wir vor, aus den im vorigen Abschnitt aufgeführten Ansätzen das Thema „Interkommunion – Gastfreundschaft im Gottesdienst“ zuerst zu behandeln.

Unser Interesse ist dabei weniger ein dogmatisches als vielmehr die konkrete Notsituation, die wir bei konfessionsverbindenden Familien erleben. Gerade dort, wo die Unterschiede der Konfessionen bewusst sind und gelebt werden, sehen sich Familien „zerrissen“ und bei der Weitergabe des Glaubens in eine ungute Wahlsituation gebracht. So wenig wie es eine „ökumenische“ Erziehung gibt, ebenso wenig sollen Kinder im Glauben zwischen Mutter und Vater wählen müssen.

Für eine Erziehung, welche den Kindern keine Wahl zur Unzeit aufbürdet und zugleich die für jede Partnerschaft grundlegende Wertschätzung der Eheleute auch für deren kirchliche Kultur formuliert, sehen wir derzeit keine Praxishilfen und keine einleuchtende Wegleitung.

Weder die Nivellierung der Unterschiede, noch die „pragmatische“ Lösung der Erziehung in der Konfession der Mutter werden den differenzierten und partnerschaftlicheren Familiensituationen von heute gerecht. Wir sehen mit Sorge, dass Familien auf die oben beschriebene Spannung mit Zurückhaltung bei der Weitergabe des Glaubens reagieren und fürchten, dass damit der Rückgang des kirchlichen Lebens in der nächsten Generation weiter beschleunigt wird.

Wir sind uns durchaus der Unterschiede zwischen Eucharistie und Abendmahl bewusst. Und wir sehen, dass ohne eine echte Liebe der Konfessionen in den Familien und eine lebendige Gastfreundschaft aller in den Kirchen aller Familienmitglieder – letztlich auch die gemeindestiftende Feier der Eucharistie ihre Kraft nicht mehr entfalten kann mangels Teilnahme der verunsicherten Familien.

Deshalb formulieren wir als Thesen für das Gespräch:

- Nicht die Interkommunion ist das Problem, sondern der bewusste und wertschätzende Umgang mit den Unterschieden zwischen den Konfessionen.
- Die gegenwärtige Anspruchshaltung der Kirchen fördert eine Kultur der Angst zwischen den Mitgliedern unterschiedlicher Kirchengemeinschaften.
- Wir brauchen Klarheit jenseits einer „Alles oder Nichts“-Logik in den Kirchen.

Was wir jetzt von einem Gespräch erwarten, sind der Mut zur ehrlichen Darstellung der Situation und eine klar formulierte, hilfreiche Perspektive für die Familien. Unsere Aussagen sollten dabei kurz und klar kommunizierbar bleiben.

Uns ist an einer konstruktiven Gesprächsatmosphäre gelegen, in welcher niemand der Teilnehmenden fürchten muss im Nachhinein kompromittiert zu werden. Dem Gespräch sehen wir mit Erwartung entgegen.

Konsenspunkte der Themengruppe B mit der Bistumsleitung

Bei konfessionsverbindenden Ehepaaren erhält die ökumenische Beziehung sakramentale Würde. Mit der Ehe kommt die alltägliche Ebene unserer Gemeinden in den Blick. Alltagstaugliche Perspektiven sind gefragt.

Vor diesem Hintergrund haben wir im Gespräch mit der Bistumsleitung zu folgenden Aussagen im Konsens (kursiv dargestellt) gefunden:

1. Ein grosses Anliegen ist es uns, die Bewegung beider Konfessionen aufeinander sichtbar zu machen.

Auf der Seite der Institutionen können Pfarreiräte aber auch Kirchengemeinden mehr Verbindendes bis hin zu gemeinsamen Projekten und Einrichtungen schaffen. So kann das „ökumenische Gewissen“ vor Ort aktiv wach gehalten werden. (Bis hin zu gemeinsamen Kassen.)

In der Öffentlichkeitsarbeit sollte das Gemeinsame über die beteiligten Personen besser zur Geltung kommen. Das Bild der Ökumene in der Öffentlichkeit braucht Pflege.

2. Konfessionsverbindenden Ehen soll mit Wissen um ihre besonderen Herausforderungen und Wertschätzung begegnet werden. Am Beispiel des internen „Beiblatts zu den Ehedokumenten für konfessionsverschiedene Ehen“ haben wir Missverständnisse nicht im Anliegen, sondern in der Formulierung festgestellt. Deshalb machen wir deutlich:

Es gibt noch keine ökumenische Kirche oder Taufe. Deshalb suchen beide Kirchen ihre Mitglieder zur Taufe in der eigenen Kirche zu bewegen. Sie unterstützen die Erziehung in einem echten christlichen Glauben. Jede Kirche steht dabei zu ihrer eigenen Tradition und fordert ein entsprechendes Zeugnis. Die sprachliche Ausformulierung dieses Anliegens braucht eine eigene Sensibilität und Deutlichkeit. Hierzu sollen Seelsorgende aufgefordert und unterrichtet werden.

Für Formulierungen in diesem Bereich ist das Bistum gerne bereit Unterstützung anzunehmen.

3. Kinder sollen jenseits des „Entweder-Oder“ der beiden Konfessionen erzogen werden, um nicht zwischen die (Konfessionen der) Eltern zu fallen?

Unterstützung in dieser schwierigen Erziehungsaufgabe kann darin liegen:

Die Ehepaare können in der Kindererziehung nicht leisten, was die Kirchen noch nicht zustande gebracht haben. Deshalb fordern wir gemeinsam, dass ein grösseres Angebot zur Begleitung konfessionsverbindender Ehepaare entwickelt wird. Dazu sind die Gemeinden und Bistumsregionen aufgefordert.

Mehr soll darüber nachgedacht werden, welche Themen auch auf den unteren Stufen in der Schule ökumenisch unterrichtet werden können. Wichtig ist dabei, dass Religionsunterricht insgesamt ausreichend erteilt werden kann.

Ökumenischer Religionsunterricht fördert das Verständnis für andere Konfessionen und Religionen.

4. Um konfessionsverbindende Ehepaare und ihre Familien gottesdienstlich besser zu beheimaten, stellen wir noch einmal deutlich fest:

Wir befürworten, dass jede Konfession selbstbewusst ihre gottesdienstliche Gastfreundschaft ausübt. Dazu gehört aus Respekt vor den Gegenübern, den Gewissensentscheid aller Mitfeiernden durch klare Formen zu ermöglichen. Gemeinsames gottesdienstliches Feiern fördert das persönliche Verständnis und die Begegnung zwischen den Kirchen.

5. Um das Zugehen auf die Menschen in schwierigen Beziehungssituationen (Geschiedene) zu fördern, stellen wir fest:

Uns ist wichtig darauf hinzuweisen, dass auch bei scheiternden Beziehungen die Haltung der Kirche ein helfende und barmherzige ist. Der Glaube ist hier besonders herausgefordert. Die Bekanntheit über mögliche Hilfen, z.B. Ehenichtigkeitsverfahren, soll gefördert werden. Die barmherzige und begleitende Praxis Jesu ist leitend.

Das Anliegen der Ökumene ist bei der Bistumsleitung ein echtes und persönlich verankertes. Wir wünschen uns, dass Einzelne und Pfarreien den direkten Kontakt zur Bistumsleitung suchen und unsere im Konsens erarbeiteten Ermutigungen für sich in Anspruch nehmen.

Mitglieder der Themengruppe B „Ökumene“:

Peter Böhringer
Gertrud Gal
Beat Liechti
Gerhard Ruff (Moderator)
Stefan Schibli
Cornelia Stutz-Brunner
Verena Zehnder-Rahm

Themengruppe C „Gottesdienst“: Gottesdienst – „Lasst uns das Leben feiern!“

Die Perspektivanalyse der Themengruppe C

Inhalt:

- Einleitung
- 1. Liturgie in Bewegung
- 2. Wort und Sprache
- 3. Gesang und Musik
- 4. Dienst an der Versöhnung
- 5. Feier des Wortes und Feier der Eucharistie
- 6. Liturgie und Leitungsvollmacht
- 7. Liturgie und spirituelle Erfahrung

Einleitung

Die pastoralplanerische Veranstaltung „Perspektiven im Bistum Basel“ (PiBB) will „der kirchlichen Basis gegenüber der Bistumsleitung eine fokussierte Stimme geben“. Wir haben uns für den Themenkreis „Gottesdienst“ bzw. „Liturgie“ eingeschrieben. Hier sollten wir „aktuelle und wichtige Problem- und Anliegen der Bistumskirche Basel aufnehmen, wo eine Chance besteht, in Zusammenarbeit mit der Bistumsleitung echte Reformschritte zu identifizieren, die nachher innert nützlicher Frist auch angegangen werden können“.

Wir kennen keine empirische Untersuchung, welche die liturgische Wirklichkeit in der Schweiz allgemein oder im Bistum Basel speziell darstellen und beurteilen würde.¹ Es gibt höchstens Beobachtungen und Mutmassungen über Entwicklungen in einzelnen Bereichen.

So verfahren wir nach dem Grundsatz der „teilnehmenden Beobachtung“: Wir gingen auf Feststellungen und Überlegungen ein, die einzelne Personen oder Gruppen aufgrund ihrer Erfahrungen geäussert und als „Wortmeldungen“ während der Vorbereitung des PiBB-Prozesses zugeschickt haben.

Bruno Schwaller: Vielfalt der Gottesdienste (29.03.2004)

Albert Schuppisser-Stutz: Laienpredigt (18.06.2004)

Bernadette Borner: Beichte und Beichtstuhl (18.06.2004)

Aktive Gottesdienstgestaltung (29.06.2004)

Menga Frei: Antijudaismen (29.06.2004)

Monique Bleisch-Bernoulli: Sprache in der Kirche (30.06.2004)

Pfarrreirat Büron-Schlierbach: Gottesdienstbesuche (27.07.2004)

¹ Eine der wenigen Befragungen über die tatsächliche Situation des liturgischen Lebens in heutigen Gemeinden unseres Kulturkreises bezieht sich auf unser Nachbarbistum Freiburg im Breisgau. Vgl. Bernhard Höffner: Gottesdienst-Vorbereitungs-Kreise. Ihre Existenzberechtigung, Zusammensetzung und Aufgabe bei der Vorbereitung gottesdienstlicher Kurse (vor allem) in der Pfarrgemeinde. Elemente einer liturgiewissenschaftlichen Theorie samt ausgewählter Ergebnisse der „Umfrage Liturgie“, durchgeführt in allen Pfarrgemeinden des Erzbistums Freiburg. Selbstverlag B. Höffner, Freiburg im Breisgau 1996.

Christoph Heim: Wortgottesdienste (27.07.2004)

Diese Wortmeldungen waren im Volltext unter www.piBB.ch/forum/home.html#7 einzusehen. Die PiBB-Leitung fasste deren Hauptanliegen wie folgt zusammen:

- Die Verantwortung der Getauften für die vielfältige Gestaltung ihrer gottesdienstlichen Feiern in der Gemeinde.
- Die Vielfalt der liturgischen Rollen als Ausdruck des aktiven Feierns bewahren und fördern.
- Förderung und Weiterentwicklung einer inklusiven Sprache in der Liturgie und bewusster Umgang mit Sprache an sich (z. B. Antijudaismen).
- Anerkennung und Würdigung verschiedener gottesdienstlicher Arten durch die Gemeinden und die Bistumsleitung (insbesondere des Wortgottesdienstes).

Aus diesen Wortmeldungen griffen wir, ohne Systematik anzustreben, einzelne „Problempunkte und Anliegen“ auf. Wir stellten dazu weitere Überlegungen an: unsere eigenen und solche von Mitmenschen und Gruppen, mit denen wir gesprochen haben.

Und wir schlugen zu jedem Stichwort Reformvorschläge vor, „die nachher innert nützlicher Frist auch angegangen werden können“. Unter nützlicher Frist verstanden wir eine Zeit von zwei bis drei Jahren.

Es versteht sich von selbst, dass wir in der Arbeitsgruppe bei der Erarbeitung der „Überlegungen“ und der „Reformschritte“ nicht immer gleicher Meinung waren. Wir erfuhren dies nicht als Hemmnis, sondern als gegenseitige Bereicherung. Dies führte aber dazu, dass die „Überlegungen“ da und dort unterschiedliche Akzente setzten. Und ein bestimmter „Reformschritt“ konnte von den einen vorgeschlagen, von den andern abgelehnt werden. Diese Bandbreite der „Analyse“ entsprach der Wirklichkeit und ihren Spannungen. Damit war schöpferisch umzugehen.

So entstand ein Entwurf für das Gespräch mit der Bistumsleitung. Er entstand aufgrund eines allgemeinen Gesprächs am 5. März und einer sachbezogenen Diskussion am 8. Juni. Dazwischen und nachher konnten die Mitglieder der Arbeitsgruppe dem Redaktor ihre Überlegungen und Vorschläge zustellen.²

² Hilfreich für die Redaktion war das Sammelbändchen von Martin Klöckener, Eduard Nagel und Hans-Gerd Wirtz (Hrsg): Gottes Volk feiert... Anspruch und Wirklichkeit gegenwärtiger Liturgie (in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Liturgischen Institut, Trier, der Katholischen Akademie Trier und dem Institut für Liturgiewissenschaft der Universität Freiburg/Schweiz). Deutsches Liturgisches Institut, Trier 2002. - Es handelt sich um die Veröffentlichung der Hauptreferate der Trierer Sommerakademie vom 30. Juli bis 3. August 2001. Vgl. dort vor allem das Resümee der Tagung von Martin Klöckener, verbunden mit ausgewählten Thesen über „Liturgische Qualität“ (S. 154-169), die vertieft zu beherzigen wären. - Prof. Dr. Martin Klöckener ist

Wir verzichteten auf den Anspruch, abgeschlossen und abgerundet zu sein. Wir liessen manches offen. Wir gingen im 5. Kapitel auch nicht auf die alte Praxis der Agape-Feiern ein, die seit kurzer Zeit auch im Bistum Basel wieder aufgegriffen wird, aber in keiner Wortmeldung zur Sprache kam.³ Solche Feiern, geübt in Erinnerung an das Mahlhalten Jesu, sind seit den ersten Jahrhunderten bekannt.⁴

Das Gespräch mit der Bistumsleitung fand im Rahmen der Schlussveranstaltung vom 22. und 23. Oktober statt. Für unsere Themengruppe bestand die Delegation der Bistumsleitung aus Weihbischof Martin Gächter und Bischofsvikar Hans Zünd. Es war ein gutes, präzises und kreatives Gespräch. Am Schluss vereinbarten wir, uns in einem Jahr, am 21. Oktober 2006, in Solothurn wieder zu treffen.

Jedes Kapitel nimmt zuerst Bezug auf die Wortmeldungen, die im Jahr 2004 eingingen. Es folgen Überlegungen, die wir dazu im Sommer 2005 anstellten. Den Abschluss bilden mögliche Reformschritte. Dabei werden zuerst jene Anliegen genannt, bei denen Übereinstimmung festgestellt wurde, nachher jene Punkte, die in Form von Postulaten, Vorschlägen oder Anregungen unterbreitet wurden.

1. Liturgie in Bewegung

Wortmeldung

Wir beziehen uns auf die Wortmeldung von Bruno Schwaller über die „Vielfalt im Gottesdienst“. Er schreibt: „Seit 1970 beobachte ich immer wieder Aufbrüche, neue Formen, aber nur für kurze Zeit. Wie ein Frühling, dem kein Sommer folgt. Hintergrund: zu wenig Bewegung bei Liturgien und Kirchenmusiken. Vorschlag: Vielfalt im Gottesdienst zulassen.“

Überlegungen

Das 20. Jahrhundert war eine Zeit der ungeahnten Neubestimmung des gottesdienstlichen Lebens. Dies äusserte sich in verschiedenen Bewegungen. Einige Beispiele:

- die „Liturgische Bewegung“ (seit dem „Mechelner Ereignis“ um 1909), die den Gottesdienst wieder zur sammelnden Mitte der Gemeinde zu machen versuchte;
- die Liturgie-Reform, die durch das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) eingeleitet wurde, begleitet von entsprechenden Gegenbewegungen;
- die allgemeine spirituelle und religiöse Bewegung seit den 70er Jahren, die aus der Be-

gegnung mit anderen Religionen zur Wiederentdeckung der christlichen Mystik führte;

- die liturgische Aufbruchbewegung von Frauen seit den 70er Jahren, die in den 80er Jahren zur Frauenkirchen-Bewegung führte und das Ritual und Symbol neu bewertete;
- die ökumenische Bewegung, die sich in gemeinsamen Gottesdiensten christlicher Konfessionen äusserte, bis hin zur eucharistischen Gastfreundschaft verschiedener Intensität;
- die neureligiösen Feiern der Erlebnisgesellschaft, um „Kraftorte“ im Zwischenmenschlichen und in der Natur wahrzunehmen und das „Gehen als Gebet“ zu pflegen (Wallfahrten);
- die Erfahrungen mit Kinder- und Jugendgottesdiensten, um auf die Entfremdung zwischen Jugend und Liturgie einzugehen und die Jugend in den Gemeindegottesdienst zu führen;
- die interkonfessionellen und interreligiösen Feiern bei Trauerfeiern nach Katastrophen, von den Massenmedien zu „menschheitlichen“ Gottesdiensten ausgeweitet.

So wird die „eucharistische Monokultur“ überwunden, die sich mancherorts ergeben hatte. An unserem Treffen vom 5. März 2005 fielen Stichworte zu 49 Gestalten christlichen Gottesdienstes im Bistum Basel. Mancherorts bilden sich „Liturgiegruppen“. Spezifische „Trägerkreise“ laden zu Tagzeitaliturgie, Andacht, Gruppenfeier und offenerem Gottesdienst ein.

Wir betrachten diese Entwicklung als eine Chance für das Leben unserer Pfarr- und Personalgemeinden. Die Liturgie wird so vielfältig wie dieses Leben selbst, denn „alles hat seine Stunde, für jedes Geschehen unter dem Himmel gibt es eine bestimmte Zeit“ (Kohélet 3,1).

Der eigentliche Grund, Liturgie zu feiern, kommt aus der Taufe, die uns in das „österliche Geheimnis“ von Tod und Leben, von Erleuchtung und Erweckung einbindet.

Reformschritte

Die Themengruppe C hat mit der Delegation der Bistumsleitung mögliche Reformschritte zu diesen Fragen besprochen. Dabei wurde in folgenden Punkten eine übereinstimmende Position festgestellt:

1. Die Vielfalt des gottesdienstlichen Lebens, das auf die mannigfaltigen Glaubens- und Lebenssituationen in Pfarr- und Personalgemeinden eingeht, wird anerkannt und gefördert.
2. Es wird zur Kenntnis genommen, dass sich Personen, Familien und Gruppen auf ihrem spirituellen Weg während bestimmter Zeiten der Eucharistiefeyer enthalten.
3. Die Bistumsleitung sorgt dafür, dass folgende Aufgaben angepackt oder gefördert werden:
 - a. einen Überblick über die Vielfalt des gottesdienstlichen Lebens gewinnen und Empfehlungen zur weiteren Entwicklung erarbeiten;
 - b. religionspädagogische und theologische Fachpersonen gewinnen, die den „Liturgiegruppen“ und „Trägerkreisen“ Beratung und Begleitung, Evaluation und Kurse anbieten.

Im Weiteren hat die Themengruppe C gegenüber

Liturgiewissenschaftler an der Universität Freiburg i. Ü. und Mitglied des Deutschen Liturgischen Instituts.

3 Vgl. Guido Fuchs: Agape-Feier in Gemeinde, Gruppe und Familie. Hinführung und Anregungen. Pustet-Verlag, Regensburg 1997; Urs Eigenmann, Werner Hahne, Claudia Mennen: Agape feiern. Grundlagen und Modelle. Edition Exodus, Luzern 2002

4 . Sie hinterliessen durch die Jahrhunderte ihre Spuren als Totenmahl, als Caritas-Trinken (in Klöstern), als religiöse Mahlzeit von Gruppen, Bruderschaften und Vereinen, als „Götti-Wein“ nach Taufen, als „Liebesmahl“ im privaten und familiären Kreis.

der Delegation der Bistumsleitung folgendes Postulat formuliert: Die Bistumsleitung stellt eine interaktive Internet-Plattform für Gottesdienstgestaltung zur Verfügung, bei der auch pdf-Dokumente abgerufen und heruntergeladen werden können.

2. Wort und Sprache

Wortmeldungen

Die Wortmeldung „zur aktiven Gottesdienstgestaltung“ stellt fest, dass es Glaubende gibt, die sich in den Gottesdiensten nicht „angesprochen“ fühlen. „Liturgie soll nicht nur eine Angelegenheit für das Volk sein, sondern von und für das Volk.“ Die Interessen der Gottesdienstbesucher seien wichtig.

Menga Frei klagt über „Antijudaismen in Verkündigung und Katechese“. Problematische Evangeliumstexte seien aus der Zeit der Niederschrift der Evangelien erklärbar, aber sie würden „in Predigten selten bis nie erklärt“. Weiterer Vorschlag: „Psalmen ohne trinitarischen Schluss beten.“

Monique Bleisch-Bernoulli stellt fest, dass die Sprache „immer noch viel zu männlich“ sei. „Frauen genügt es nicht, einfach mitgemeint zu sein. Vorschlag: Die liturgischen Texte und Lieder auf die männliche Formulierung hin prüfen und „Herr“ etc. wo immer möglich durch „Gott“ ersetzen. Ähnliche Anliegen schimmern in weiteren Wortmeldungen durch: Viele Wendungen und Bilder der kirchlichen Sprache trafen das gegenwärtige Bewusstsein nicht mehr.

Überlegungen

Offenbarung des „österlichen Heilswirkens“ (Mysterium) ist sprachlich vermittelt. Kirche entsteht, als Wurzelsakrament, unter dem Wort. Darum ist Liturgie, die diese Offenbarung voraussetzt und durch das „rufende Wort“ verkündet, zu einem wesentlichen Teil Sprachgeschehen. Und darum verlangt liturgische Qualität in besonderer Weise die Pflege der Sprache.

In den Bereich der Verkündigung gehört das Sakrament als „Zeichen des Glaubens“. Für den Kirchenvater Augustinus (+ 430) galt dabei, für uns erstaunlich, das *Wort* als vornehmstes Zeichen. Auch in der liturgischen Feier um den „Tisch des Wortes“ wird die Verheissung Jesu erfahren: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen.“ Es wird erfahren, dass im „Brechen des Wortes“ seine reelle Präsenz aufscheint.

Reformschritte

Die Themengruppe C hat mit der Delegation der Bistumsleitung mögliche Reformschritte zu diesen Fragen besprochen. Dabei wurde in folgenden Punkten eine übereinstimmende Position festgestellt:

1. Die Berufung und hohe Verantwortung aller Getauften, den Glauben zu leben und zu verkünden, wird weiter bewusst gemacht und vertieft. Es werden Wege gesucht, auch in amtlichen Dokumenten missverständliche Begriffe wie „Klerus“ und „Laie“ bzw. „Laiin“ zu meiden.

2. Die Bistumsleitung sorgt dafür, dass folgende Aufgaben wahrgenommen werden:
 - a. Lektorinnen und Lektoren werden in Aus- und Weiterbildungskursen dazu geschult, von sich aus behutsam die „inklusive Sprache“ zu wählen und die Vorlagen in diesem Sinn in den heutigen Verstehenshorizont zu übertragen.⁵
 - b. Lektorinnen und Lektoren werden eingeladen, sich in Weiterbildungskursen mit Fragen der liturgischen Leseordnung und der entsprechenden biblischen Texte auseinander zu setzen, so dass sie erfahren, warum sie am Schluss jeweils „Wort des lebendigen Gottes“ sagen.

Im Weiteren hat die Themengruppe C der Bistumsleitung folgende Postulate unterbreitet:

1. Die Bistumsleitung nimmt zustimmend zur Kenntnis, dass Bibeltexte in den Gottesdiensten zunehmend nach neueren Übersetzungen vorgetragen werden.⁶
2. Überlieferte Gebetstexte, etwa die klassischen Orationen, sind in eine Sprache zu übertragen, die mitten ins Herz trifft.⁷ In diesem Sinn setzt sich der Bischof gemeinsam mit anderen Bischöfen dafür ein, dass die neue Übersetzung des Missale Romanum auf die Anliegen unserer Gottesdienstgemeinden eingeht.⁸

3. Gesang und Musik

Wortmeldungen

Auf diese Frage gehen einzelne Wortmeldungen nebenbei ein. Der Pfarreirat Büron-Schlierbach stellt fest, dass junge Leute sich nicht verpflichtet fühlen, in einen Gottesdienst zu gehen – ausser der Gottesdienst sei „attraktiv mit Musik und anderen Darbietungen“. Bruno Schwaller beklagt, das „in Liturgien

5 „Brüder“ werden zu „Brüdern und Schwestern“ bzw. zu „Schwestern und Brüder“. Und der Brief des Apostels Paulus an die Römer, der auch für die Römerinnen gilt, wird zum „Brief des Apostels Paulus an die Christengemeinde in Rom“.

6 So arbeiten zum Beispiel über 50 Übersetzerinnen und Übersetzer seit 2001 an einer neuen Übersetzung der Bibel in eine „gerechte Sprache“. Sie soll den biblischen Alltag sichtbar machen, auch die Frauen, die in den Texten genannt oder mitgemeint sind. Sie will auch dem gegenwärtigen Gespräch mit Jüdinnen und Juden gerecht werden.

7 Die Orationen des Missale Romanum sind in Situationen einer anderen Kultur entstanden. Die Situationen haben sich geändert. Auch ist der Erkenntnis Rechnung zu tragen, dass „übersetzen“ nicht eine wortwörtliche Übertragung in eine andere Sprache bedeutet, sondern einen vollumfänglichen Transfer der Aussageabsicht in einen anderen Kultur- und Denkraum. Die Treue zur ursprünglichen Aussageabsicht kann darum eine neue Bild- und Sprachgestalt erfordern. Diese Frage wird auch etwa zur Anrede „Herr“ gestellt (in folgenden und ähnlichen Wendungen: „Der Herr sei mit euch“ - „Herr ich bin nicht würdig“).

8 Die kritischen Anfragen zur Instruktion „Liturgiam authenticam“ der päpstlichen Kongregation für den Gottesdienst und die Sakramentenordnung vom 7. Mai 2001 sind stets erneut an oberster Stelle vorzutragen.

und Kirchenmusiken zu wenig Bewegung“ liege. Monique Bleisch-Bernoulli stellt wie bereits erwähnt fest, dass die Sprache auch in Kirchenliedern immer noch viel zu männlich sei.

Überlegungen

In diesem Zusammenhang verweisen wir auf die Ökumenische Basler Kirchenstudie. Sie hat gezeigt, dass eine gute Kirchenmusik den Menschen viel wichtiger ist, als dies die kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter meinen. Und Kirchenmusik ist oft noch das einzige Mittel der Verkündigung, das auch Kirchenferne, ja Glaubenskritiker fasziniert. Hier greifen wir zwei Gesichtspunkte heraus.

Die Bedeutung der Kirchenmusik

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962-1965) widmet der Kirchenmusik in seiner Liturgiekonstitution ein eigenes Kapitel (Artikel 112-121). Danach ist Musik nicht als Beigabe und musikalische Umrahmung zu verstehen. Sie ist vielmehr, gerade in Form des Gesangs, Liturgie im ureigenen Sinn. Viele liturgische Texte, etwa Psalmen und Hymnen, Antiphonen und das Halleluja, erreichen ihre Gestalt und Wirkkraft nur, wenn sie gesungen werden.

Kirchenmusik und Kirchenlied waren stets Treibmittel für Reformen. Kirchenmusik und Kirchenlied entscheiden, mehr als uns bewusst ist, über Gelingen oder Scheitern gemeindlicher Spiritualität.

Das Kantorenamt

Da Gesang wesensnotwendig zum Gottesdienst gehört, hat die liturgische Erneuerung die Bedeutung des Kantorendienstes neu herausgestellt. Als Grundform des Gottesdienstes gilt die Feier mit Gemeinde, in der wenigstens ein Vorseher oder eine Vorsteherin, ein Lektor oder eine Lektorin sowie ein Kantor oder eine Kantordin mitwirken.

Fachleute beklagen, dass diese Forderung des Konzils bzw. der Liturgiereform erstaunlich wenig ernst genommen wird. Oft wird eingewendet, es genüge, wenn der Vorsteher oder die Vorsteherin die Lieder anstimmen könne. Dies entspricht jedoch nicht dem dialogischen Charakter der Liturgie. Der Kantorendienst macht die „gegliederte gottesdienstliche Gemeinde“ deutlich und sollte in allen Orts- und Personalgemeinden eingerichtet und gepflegt werden. Die Erfahrung lehrt, dass dies möglich ist.

Reformschritte

Die Themengruppe C hat mit der Delegation der Bistumsleitung mögliche Reformschritte besprochen. Dabei wurde in allen Punkten eine übereinstimmende Position festgestellt:

1. Die Pfarreien und Kirchengemeinden werden aufgerufen, die Bedeutung der Kirchenmusik anzuerkennen und bei Sparzwängen den Rotstift nicht bei diesem Verkündigungsdienst anzusetzen.
2. Es werden geeignete Massnahmen in folgender Richtung gesetzt:
 - a. Den Pfarreien und Kirchengemeinden die Wichtigkeit des Kantoren- und Kantorinnendienstes

bewusst machen und entsprechende Kantoratskurse konzipieren und anbieten.⁹

- b. Die Personen, die in der Seelsorge und in der Katechese wirken, in der Ausübung des Gesangs fordern und fördern.
- c. Empfehlungen zum liturgischen Einsatz populärmusikalischer Elemente erarbeiten.
- d. Bei der Weiterentwicklung des Kirchengesangs auf die gemeindebezogene Spiritualität der Liedtexte und auf die praktische Singbarkeit achten.
- e. Den Gesang im Religionsunterricht als katechetisches Element fördern.
- f. Bei der Weiterentwicklung des Kirchengesangs auf die gemeindebezogene Spiritualität der Liedtexte und auf die praktische Singbarkeit achten.
- g. Den Gesang im Religionsunterricht als katechetisches Element fördern.

4. Dienst an der Versöhnung

Wortmeldung

Bernadette Borner schreibt: „Beichte, wie ich es gelernt habe mit Beichtspiegel und Beichtstuhl, sollte überdacht werden. Gott sei Dank, dass meine Kinder einen Versöhnungsweg gehen konnten und den vergebenden Gott erfahren haben und nicht den strafenden Gott. Vorschlag: Versöhnungswege feiern, als ganz persönliche Formen und auf mutmachende, erlösende Inhalte konzentriert.“

Überlegungen

Die „Beichte“ ist das Bekennen von Schuld, eine urmenschliche Form von Selbsterkenntnis und Kommunikation. Leider ist sie im Lauf der kirchlichen Geschichte zum Begriff für die gesamte Feier der Versöhnung geworden, als ob das entscheidende Geschehen die Leistung der Menschen wäre.

Wir stellen fest, dass das „Buss-Sakrament“ auch in unserem Bistum in Krise geraten ist. Die traditionelle „Beichtpraxis“ ist in den Orts- und Personalgemeinden fast völlig zusammengebrochen. Andererseits gilt Friedensarbeit und Versöhnung als ein Hauptanliegen in der Welt. Immer wieder taucht die Frage nach dem Bösen auf. Dienst an der Versöhnung ist ein gesellschaftliches Anliegen.

So wird in unserem Gemeinden ungestüm nach neuen Formen liturgischer Versöhnungsfeiern gesucht. In dieser Situation ist es hilfreich, an alte Erfahrungen unserer christlichen Tradition zu erinnern.

- Die „Beichte“ wurde auch ausserhalb des Buss-Sakramentes in mancherlei Formen geübt. Man suchte geisterfüllte Männer und Frauen auf,

9 Kantoren leiten den Gesang der Gemeinde, stimmen Rufe und Gesänge an, singen Rufe bei Litaneien und ähnlichen Wechselgesängen. Ihr ältester Dienst ist der Vortrag des Psalms nach der Lesung. Sie vertreten einen fehlenden Chor oder eine Vorsängergruppe (Schola) und singen im Wechsel mit der Gemeinde etwa das Gloria oder die Psalmen. Sie stimmen die Akklamationen im Hochgebet an.

vertraute sich ihrem Gebet an und erhoffte sich Rat für den weiteren Weg („Seelenführung“). In klösterlichen Männer- und Frauengemeinden bildete sich die „Laienbeichte“ heraus. (Äbtissinnen übten auch eine entsprechende Jurisdiktion aus.)

- Nach der Reformation wurde die Einzelbeichte in evangelischen Kirchen nach dem Vorbild Martin Luthers weitergeführt. Dabei aber konnte nicht nur der ordinierte Geistliche, sondern jedes Glied der Gemeinde, aufgrund des gemeinsamen Priestertums, die Beichte hören und das Wort der Versöhnung zusprechen.

Die nachkonziliare Neuordnung kennt drei Formen für den „sakramentalen“ Dienst an der Versöhnung: die Feier der Versöhnung für einzelne, die gemeinschaftliche Feier der Versöhnung mit Bekenntnis und Lossprechung des einzelnen; die gemeinschaftliche Feier der Versöhnung mit allgemeinem Bekenntnis und Generalabsolution.

Neben diesem sakramentalen Dienst gibt es den „sakramentellen“ Dienst an der Versöhnung: Schuldbekennen und Vergebungsbitte im persönlichen Gebet, im geistlichen Gespräch, in Gottesdiensten (das „Vaterunser“ gilt seit jeher als Versöhnungsgebet). In diesem Zusammenhang kommen die erwähnten Erfahrungen mit der „Laienbeichte“ erneut zum Tragen, gerade angesichts einer zunehmenden Zahl von nichtordinierten Seelsorgern.

Im Bistum Basel gibt es mannigfache Versuche mit Versöhnungswegen für Kinder und Jugendliche sowie für Erwachsene. Mancher Versöhnungsweg wird jeweils mit einem Familiengottesdienst am darauffolgenden Sonntag zusammen mit der ganzen Gemeinde abgeschlossen. - In solchen Versöhnungswegen leisten auch nichtordinierte Seelsorgerinnen und Seelsorger den „sakramentellen“ Dienst an der Versöhnung.

Reformschritte

Die Themengruppe C hat diese Fragen mit der Delegation der Bistumsleitung besprochen. Dabei ergab sich in folgenden Punkten eine übereinstimmende Position:

1. Es wird festgestellt, dass die liturgische Feier der Versöhnung in vielfältigen Formen begangen wird.
2. Neben der sakramentalen Form werden bewusster andere Traditionen aufgegriffen, so auch „sakramentelle“ Dienste an der Versöhnung¹⁰ durch nichtordinierte Seelsorgerinnen und Seelsorger.
3. Es müssen neue Zugänge zur Feier der Versöhnung gesucht werden.

Die Delegation der Bistumsleitung nahm den Vorschlag der Themengruppe entgegen, einen Überblick über die vielfältigen Versuche von

¹⁰ Vgl. dazu Günter Koch: Sakramentale Symbole. Grundweisen des Heilshandelns Gottes. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2001 (Topos Taschenbücher). Der Dogmatiker zeigt auf, wie das Zweite Vatikanische Konzil „die Sakramentalien, die in der Liturgie eine wichtige Rolle spielen, in mancher Hinsicht näher an die Sakramente heran“ gerückt hat (S. 100).

„Versöhnungswegen“ im Bistums Basel zu gewinnen, die Erfahrungen zu bewerten und zukunftsweisende Empfehlungen herauszugeben.

5. Feier des Wortes und Feier der Eucharistie

Wortmeldungen

Zu diesem Thema äussert sich vor allem Christoph Heim. Er schreibt:

- Die Pfarrei Büron-Schlierbach hat seit 16 Jahren keinen eigenen Priester mehr. Ein Diakon nimmt die Pfarreileitung wahr. Damit hat sich, neben der Eucharistiefeier, „zwangsweise der Wortgottesdienst mit Kommunionfeier etabliert“.
- „Nach strenger Lehrmeinung erfülle ich meine „Sonntagspflicht“ nur mit dem Besuch einer Eucharistiefeier. Nachdem auch die Kirchenhierarchie nicht mehr genügend Priester zur Verfügung stellen kann, erlebe ich diese Forderung als höchst unbefriedigend. Ich bin mir bewusst, dass die Eucharistiefeier nicht ersetzbar ist. Der Not gehorchend sollte jedoch die einzige Alternative – der Wortgottesdienst – besser anerkannt werden. Ich wünsche mir, dass unser Bischof ein Zeichen der Anerkennung für den Wert und die Wichtigkeit unserer Wortgottesdienste setzt und die Form der Gemeinschaft auch offiziell würdigt und unterstützt.“

Der Pfarreirat Büron-Schlierbach meldet: „Ältere Leute vermissen die Eucharistiefeier.“

Überlegungen

Die Fragen, die hier aufgeworfen werden, sind schon vielfach in theologischer und pastoraler Hinsicht behandelt worden. Ein Überblick ist nicht möglich. Es sei nur auf Folgendes hingewiesen:

- Die Wortgottesfeier hat als Mitte die Verkündigung des Wortes. Sie wird in drei Formen abgehalten: als selbständige Feier; in Verbindung mit der Eucharistie als erster Teil der Messe; als Teil einer anderen sakramentalen Feier (z.B. Taufe, Trauung ohne Eucharistie, Krankensalbung).
- Wort-Feiern mit Austeilung der Kommunion gab es im Kleinen bereits im Altertum: Mitnehmen des geweihten Brotes für die häusliche Krankenkommunion, für die Kommunion anderer Verhinderter, für die Selbstkommunion unter der Woche: dies stets in Verbindung mit der Eucharistiefeier.
- In den letzten Jahrzehnten entwickelte sich mehr und mehr die Praxis von priesterlosen Sonntagsgottesdiensten mit Austeilung der Kommunion, gleichsam als Verlängerung der Eucharistiefeier eines früheren Sonntags oder in Verbindung mit einer benachbarten Grosspfarrei.
- Glaubende aus anderen Konfessionen, die an einer Wort- oder Eucharistiefeier kommunizieren wollen, stossen da und dort auf Schwierigkeiten. Aufgrund spiritueller Erfahrung und theologischer Forschung findet hier die These Verbreitung, wonach es keine kirchentrennenden Unterschiede mehr zwischen dem katholischen,

lutherischen und reformierten Verständnis der Eucharistie gibt.

Reformschritte

Die Themengruppe C hat diese Fragen mit der Delegation der Bistumsleitung besprochen. Dabei wurde auch Bezug auf folgendes Dokument des Diözesanen Pastoralamtes genommen: „Eucharistiefeyer, Wortgottesfeier, Kommunionfeier, Agapefeier. Grundsätze, Richtlinien und Arbeitshilfen für die Seelsorgenden (Januar 2005)“. In allen Punkten ergab sich eine übereinstimmende Position:

1. Es gehört zur Berufung jeder Pfarr- und Personalgemeinde, an jedem Sonntag einen Gottesdienst für alle zu feiern.¹¹ Wenn keine Eucharistiefeyer möglich ist, gilt die „Feier des Wortes“ als ordentlicher Sonntagsgottesdienst.
2. Im Blick auf die Pastoral- und Personalplanung kommt mehr und mehr der Grundsatz zum Tragen, dass jede Gemeinde eine einzige sonntägliche Eucharistiefeyer begeht. Daneben soll sie zu anderen Gottesdiensten einladen, die den Möglichkeiten und den Glaubenssituationen weiterer Kreise entsprechen und der Verkündigung dienen.
3. Wortgottesfeiern ohne Austeilung der Kommunion haben eine eigenständige Bedeutung. Wenn die Kommunion ausgeteilt wird, ist der Bezug zur Eucharistiefeyer bewusst zu machen.
4. Es wird ein einfacher Weg gesucht, um den Glaubenden, auch solchen aus anderen Konfessionen, den Gewissensentscheid zum Kommunionempfang zu ermöglichen.¹²
5. Die Pastoral- und Pfarreien-Planung geht nicht von der (noch) vorhandenen Zahl von Priestern aus, sondern von den neu wachsenden Lebensräumen.¹³

6. Liturgie und Leitungsvollmacht

Wortmeldungen

Zu diesem Thema äussert sich Albert Schuppisser-Stutz. Er schreibt:

- In vielen Pfarreien „könnten ohne die ‚Laien‘ nicht alle Sonntage hl. Messen gefeiert werden“ (die Wortfeier mit Austeilung der Kommunion wird hier als „heilige Messe“ erfahren).
- „Priesternachwuchs mit ‚Zwangs‘-Zölibat nicht mehr möglich, um alle gewünschten hl. Messen zu gewährleisten.“ Die Pfarrei „löst diese Probleme selbst mit Laien und bleibt dabei“.
- „Bewährte Laien sollen geweiht werden können.“
- Die schweizerischen Bischöfe müssen „unsere Probleme dem Papst dringend und klar unter-

¹¹ Dies ist der ursprüngliche gemeindliche Sinn der „Sonntagspflicht“.

¹² Ein konkreter Vorschlag aus der Themengruppe lautet wie folgt: „Zu denken ist etwa an ein Gebet, das unser Eucharistieverständnis vermittelt und das allen, die es aus Überzeugung mitbeten, den Weg zur Kommunion öffnet.“ Dies entspricht dem Grundsatz: Die Ordnung des Betens ist die Ordnung des Glaubens (Lex orandi lex credendi).

¹³ Dies wird näher dargelegt im Pastoralen Entwicklungsplan Bistum Basel (PEP), Kapitel 4.1 in der Fassung vom 5.9.05.

breiten“. Sie müssen ihm schildern, „wie die Situation wirklich bei uns ist“.

Überlegungen

Für die PiBB-Veranstaltung gilt unter anderem auch folgende Vorgabe: „Nicht im Fokus stehen Themen, die im Moment ‚in Rom‘ schlicht blockiert sind, wie etwa die Kriterien zur Weihezulassung.“ Aber ist sie noch gültig? Denn der neue Bischof von Rom, Papst Benedikt XVI., kündigte am 24. April 2005 anlässlich seiner Amtseinführung feierlich an, er wolle sein Amt in Kollegialität ausführen. Es gehe ihm nicht darum, „meinen Willen zu tun, meine Ideen durchzusetzen, sondern gemeinsam mit der ganzen Kirche auf Wort und Wille des Herrn zu lauschen“. Und bereits in den ersten Amtshandlungen setzte er Zeichen, wonach die Aussöhnung mit der Orthodoxie sein besonderes Anliegen sei.

Beziehen sich „Wort und Wille des Herrn“ nicht auch auf „die Kriterien zur Weihezulassung“? Handelt es sich hier nicht um ein Zeichen der Zeit? Müsste nicht dringend ein erster Schritt getan werden, indem die alte und bewährte Tradition der römisch-katholischen Ostkirchen, die keine Zölibatsverpflichtung für „Weltpriester“ kennen,¹⁴ in unserer lateinischen Westkirche übernommen wird? Das Mönchtum, die Klöster und die Ordensgemeinschaften kommen dort umso mehr zur Geltung.

Für unsere Lateinische Kirche wäre eine Rückkehr zur „Normalität“ ein Gewinn. Denn es gibt Verheiratete, die das Charisma der Seelsorge geschenkt erhalten – und es gibt Seelsorger, die nicht das Charisma der Ehelosigkeit geschenkt erhalten. Die zölibatären Lebensformen sowie unsere Kloster- und Ordensgemeinschaften würden neu zur Geltung kommen.

Freilich steht dieser Forderung die Tatsache entgegen, dass die Tradition der Orthodoxie die Priesterweihe der Frau nicht kennt. Darum wird auch in unserem Bistum die Frage gestellt, ob es nicht heilsamer sei, die heutige Gestalt des (das Mann-Sein voraussetzenden) priesterlichen Dienstes aussterben zu lassen. Spürt der „Glaubenssinn“ des christlichen Volkes, dass der priesterliche Dienst und das entsprechende Verständnis des Sakramentalen in eine Engführung geraten ist, so dass ein Neubeginn nur aus dem Sterben möglich sei. Hat dies bereits begonnen?

Reformschritte

Die Themengruppe C hat mit der Delegation der Bistumsleitung mögliche Reformschritte besprochen. Dabei wurde übereinstimmend festgestellt: Die älteste katholische Tradition kennt den Grundsatz: Wer Gemeinde leitet, soll auch mit ihr die Eucharistie feiern; die „Liturgievollmacht“ leitet sich gemäss biblischem Befund von der Leitungsvollmacht her – nicht umgekehrt.

Damit dies ermöglicht wird, nahm die Delegation der

¹⁴ Solche römisch-katholischen Kirchen sind z. B. die griechisch-katholische, die armenisch-katholische, die syrisch-katholische oder die maronitische Kirche (alle in Gemeinschaft mit dem Bischof von Rom). Die lateinische Kirche ist da eine Ausnahme.

Bistumsleitung das Postulat entgegen, dass die Zulassungsbedingungen zur Priesterweihe erweitert werden.

Die Delegation der Bistumsleitung nahm zur Kenntnis, dass die Themengruppe C eindringlich folgende Überzeugungen vertrat:

1. Die Priesterweihe von verheirateten Männern ist eine alte und bewährte katholische Tradition. Es gibt keine theologischen Gründe gegen die Priesterweihe von Frauen.
2. Die Erweiterung der Zulassungsbedingungen ist nicht primär mit pastoralen Notwendigkeiten zu begründen. Es handelt sich vielmehr um eine Frage der theologischen Gerechtigkeit.
3. Die Bewertung der Krise, in die das priesterliche Amt und die Seelsorge in Orts- und Personalgemeinden geraten sind, entscheidet sich an der unterschiedlichen Beurteilung der Zeichen der Zeit (z. B. durch den Bischof von Rom und das gesamte Bischofskollegium und durch andere Menschen in der Kirche).
4. Die Gemeinden werden ermuntert, dafür zu beten, dass in der Kirche gemeinsam die Zeichen der Zeit erkannt und das Wirken des Geistes gedeutet wird.

7. Liturgie und spirituelle Erfahrung

Wortmeldungen

Zu diesem Thema äussern sich einschliessweise alle Wortmeldungen. Denn stets geht es um das Anliegen, dem das Konzil die erste Aussage der Liturgiekonstitution gewidmet hat: „das christliche Leben unter den Gläubigen von Tag zu Tag wachsen lassen“.

Ausdrücklich kommt Monique Bleisch-Bernulli darauf zu sprechen. Viel zu wenig werde in der Liturgie gesprochen „von Liebe, Barmherzigkeit, Wärme, Licht, Freude“. Sie meint, das könnte „sicher für Frauen und Kinder eine tiefere Beziehung zu Gott ausdrücken“. Warum nicht auch für Männer?

Bernadette Borner kommt auf die spirituelle Erfahrung im Zusammenhang mit „Beichte und Beichtstuhl“ zu sprechen. Sie schlägt vor, Versöhnungswege zu feiern, und zwar „als ganz persönliche Formen“ und konzentriert „auf mutmachende, erlösende Inhalte“.

Überlegungen

Solche Fragen rücken seit einiger Zeit erneut und vermehrt ins Zentrum.¹⁵ Dies wird wohl gefördert durch die bereits erwähnte allgemeine spirituelle und religiöse „Bewegung“, die seit den 70er Jahren zur Wiederentdeckung der christlichen Mystik führte: einerseits aus dem „Taumel der Sinnleerung“ heraus, in den unsere Welt in mancher Hinsicht geraten scheint, andererseits durch die Begegnung mit anderen Religionen. Manche meinen, dass wir es in unserer westlichen Kultur mit einer Rückkehr des Religiösen grossen Ausmasses zu tun haben.

¹⁵ Vgl. etwa Winfried Haunerland, Alexander Saberschinsky, Hans-Gerd Wirtz (Hrsg): Liturgie und Spiritualität. Deutsches Liturgisches Institut, Trier 2004.

Das Entscheidende an dieser Bewegung ist die Sehnsucht nach spiritueller „Erfahrung“, ausgehend von der Erfahrung des Körperlichen. Diese Erfahrung wird nicht nur in der persönlichen Meditation gesucht, sondern auch in Taizé-Gottesdiensten, in eigenen Meditations-Gottesdiensten, in Wallfahrten (Gehen als Beten), in der Diakonie (Achtsamkeit und Zuwendung als Beten).

Einen wachsenden Einfluss scheint hier die Zen-Meditation auszuüben, die auch im Bistum Basel zunehmend geübt wird. Sie vertiefe, so wird aufgrund dieser Erfahrung betont, den christlichen Glauben und sie fördere die Wiederentdeckung uralter christlicher Mystik-Traditionen: als Quelle, die weithin vergessen ging – aber auch in unsere Gegenwart hinein fliessen möchte. Dabei zeige sich, dass die spirituelle Erfahrung geradewegs zur Diakonie und zum gesellschaftlichen Einsatz führe.

Diese spirituelle Bewegung beeinflusst klassische Liturgieformen wie Wort-Feier und Eucharistie-Feier, aber auch Feiern zur Trauung, zur Taufe und Firmung, zur Krankensalbung, zum Begräbnis. Nicht nur Haltungen und Gebärden, Symbole und Zeichen, Stille und Wort, Gesang und Musik werden bewusster gepflegt. Zugleich erfolgt eine „mystagogische“ Wende: Die Heilstaten, die in Bibellesungen verkündet und in „heiligen Bildern und Zeichen“ gefeiert werden, verlieren die Beschreibung tatsächlicher historischer Ereignisse und werden zu Symbolen, die als Ausdruck für das Leben in der Tiefe „hier und jetzt“ gefeiert werden. Gefeiert wird nicht Vergangenes, sondern die Anwesenheit des „Ich-bin-da“ in uns und unter uns, das „österliche Geheimnis“ des persönlichen Lebens.

Reformschritte

Die Themengruppe C hat diese Fragen mit der Delegation der Bistumsleitung besprochen. Dabei wurde zustimmend und dankbar zur Kenntnis genommen, wie die Liturgie in unserem Bistum die spirituelle Erfahrung nährt. Die Delegation der Bistumsleitung nahm folgende Anregungen der Themengruppe entgegen:

1. Erfahrene Meisterinnen und Meister der Meditation und Kontemplation bilden einen „Rat der christlichen Spiritualität“. Sie sammeln Zeugnisse und Erfahrungsberichte bezüglich „Liturgie und Spiritualität“ und veröffentlichen eine Zusammenfassung, verbunden mit Empfehlungen.
2. Mit geeigneten Massnahmen wird die spirituelle Bildung durch Kunst und Architektur gefördert.

Konsenspunkte der Themengruppe C mit der Bistumsleitung:

Liturgie in Bewegung

1. Die Vielfalt des gottesdienstlichen Lebens, das auf die mannigfaltigen Glaubens- und Lebenssituationen in Pfarr- und Personalgemeinden eingeht, wird anerkannt und gefördert.
2. Es wird zur Kenntnis genommen, dass sich Personen, Familien und Gruppen auf ihrem spirituellen Weg während bestimmter Zeiten der Eucharistiefeier enthalten.

3. Die Bistumsleitung sorgt dafür, dass folgende Aufgaben angepackt oder gefördert werden:
 - a. einen Überblick über die Vielfalt des gottesdienstlichen Lebens gewinnen und Empfehlungen zur weiteren Entwicklung erarbeiten;
 - b. religionspädagogische und theologische Fachpersonen gewinnen, die den „Liturgiegruppen“ und „Trägerkreisen“ Beratung und Begleitung, Evaluation und Kurse anbieten.

Wort und Sprache

1. Die Berufung und hohe Verantwortung aller Getauften, den Glauben zu leben und zu verkünden, wird weiter bewusst gemacht und vertieft. Es werden Wege gesucht, auch in amtlichen Dokumenten missverständliche Begriffe wie „Klerus“ und „Laie“ bzw. „Laiin“ zu meiden.
2. Die Bistumsleitung sorgt dafür, dass folgende Aufgaben wahrgenommen werden:
 - a. Lektorinnen und Lektoren werden in Aus- und Weiterbildungskursen dazu geschult, von sich aus behutsam die „inklusive Sprache“ zu wählen und die Vorlagen in diesem Sinn in den heutigen Verstehenshorizont zu übertragen.
 - b. Lektorinnen und Lektoren werden eingeladen, sich in Weiterbildungskursen mit Fragen der liturgischen Leseordnung und der entsprechenden biblischen Texte auseinander zu setzen, so dass sie erfahren, warum sie am Schluss jeweils „Wort des lebendigen Gottes“ sagen.

Gesang und Musik

1. Die Pfarreien und Kirchgemeinden werden aufgerufen, die Bedeutung der Kirchenmusik anzuerkennen und bei Sparzwängen den Rotstift nicht bei diesem Verkündigungsdienst anzusetzen.
2. Es werden geeignete Massnahmen in folgender Richtung gesetzt:
 - a. Den Pfarreien und Kirchgemeinden die Wichtigkeit des Kantoren- und Kantorinnendienstes bewusst machen und entsprechende Kantorats-Kurse konzipieren und anbieten.
 - b. Die Personen, die in der Seelsorge und in der Katechese wirken, in der Ausübung des Gesangs fordern und fördern.
 - c. Empfehlungen zum liturgischen Einsatz populärmusikalischer Elemente erarbeiten (Songs- und Hits).
 - d. Bei der Weiterentwicklung des Kirchengesangs auf die gemeindebezogene Spiritualität der Liedtexte und auf die praktische Singbarkeit achten.
3. Den Gesang im Religionsunterricht als katechetisches Element fördern.

Dienst an der Versöhnung

1. Es wird festgestellt, dass die liturgische Feier der Versöhnung in vielfältigen Formen begangen wird.
2. Neben der sakramentalen Form werden wieder bewusster andere Traditionen aufgegriffen, so auch „sakramentelle“ Dienste an der Versöh-

nung durch nichtordinierte Seelsorgerinnen und Seelsorger.

3. Es müssen neue Zugänge zur Feier der Versöhnung gesucht werden.

Feier des Wortes und Feier der Eucharistie

1. Es gehört zur Berufung jeder Pfarr- und Personalgemeinde, an jedem Sonntag einen Gottesdienst für alle zu feiern. Wenn keine Eucharistiefeier möglich ist, gilt die „Feier des Wortes“ als ordentlicher Sonntagsgottesdienst.
2. Im Blick auf die Pastoral- und Personalplanung kommt mehr und mehr der Grundsatz zum Tragen, dass jede Gemeinde eine einzige sonntägliche Eucharistiefeier begeht. Daneben soll sie zu anderen Gottesdiensten einladen, die den Möglichkeiten und den Glaubenssituationen weiterer Kreise entsprechen und der Verkündigung dienen.
3. Wortgottesfeiern ohne Austeilung der Kommunion haben eine eigenständige Bedeutung. Wenn die Kommunion ausgeteilt wird, ist der Bezug zur Eucharistiefeier bewusst zu machen.
4. Es wird ein einfacher Weg gesucht, um den Glaubenden, auch solchen aus anderen Konfessionen, den Gewissensentscheid zum Kommunionempfang zu ermöglichen.
5. Die Pastoral- und Pfarreien-Planung geht nicht von der (noch) vorhandenen Zahl von Priestern aus, sondern von den neu wachsenden Lebensräumen.

Liturgie und Leitungsvollmacht

Es wurde übereinstimmend festgestellt: Die älteste katholische Tradition kennt den Grundsatz: Wer Gemeinde leitet, soll auch mit ihr die Eucharistie feiern; die „Liturgievollmacht“ leitet sich gemäss biblischem Befund von der Leitungsvollmacht her – nicht umgekehrt.

Liturgie und spirituelle Erfahrung

Es wurde zustimmend und dankbar zur Kenntnis genommen, wie die Liturgie in unserem Bistum die spirituelle Erfahrung nährt.

Weitere Postulate und Anregungen der Themengruppe C gegenüber der Bistumsleitung:

Liturgie in Bewegung

Die Bistumsleitung möge im Internet ein Angebot von PDF-Dokumenten zur Gottesdienstgestaltung aufbauen.

Wort und Sprache

1. Die Bistumsleitung nimmt zustimmend zur Kenntnis, dass Bibeltexte in den Gottesdiensten zunehmend nach neueren Übersetzungen vorgetragen werden sollen.
2. Überlieferte Gebetstexte, etwa die klassischen Orationen, sind in eine Sprache zu übertragen, die mitten ins Herz trifft. In diesem Sinn setzt sich der Bischof gemeinsam mit anderen Bischöfen dafür ein, dass die neue Übersetzung des Missale Romanum auf die Anliegen unserer Gottesdienstgemeinden eingeht.

Dienst an der Versöhnung

Es wird vorgeschlagen, einen Überblick über die vielfältigen Versuche von „Versöhnungswegen“ im Bistums Basel zu gewinnen, die Erfahrungen zu bewerten und zukunftsweisende Empfehlungen herauszugeben.

Liturgie und Leitungsvollmacht

Damit dem erwähnten Grundsatz entsprochen werden kann, nahm die Delegation der Bistumsleitung das Postulat entgegen, dass die Zulassungsbedingungen zur Priesterweihe erweitert werden.

Die Delegation der Bistumsleitung nahm zur Kenntnis, dass die Themengruppe C eindringlich folgende Überzeugungen vertritt:

1. Die Priesterweihe von verheirateten Männern ist eine alte und bewährte katholische Tradition. Es gibt keine theologischen Gründe gegen die Priesterweihe von Frauen.
2. Die Erweiterung der Zulassungsbedingungen ist nicht primär mit pastoralen Notwendigkeiten zu begründen. Es handelt sich vielmehr um eine Frage der theologischen Gerechtigkeit.
3. Die Bewertung der Krise, in die das priesterliche Amt und die Seelsorge in Orts- und Personalgemeinden geraten sind, entscheidet sich an der unterschiedlichen Beurteilung der Zeichen der Zeit (z. B. durch den Bischof von Rom und das gesamte Bischofskollegium und durch andere Menschen in der Kirche).
4. Die Gemeinden werden ermuntert, dafür zu beten, dass in der Kirche gemeinsam die Zeichen der Zeit erkannt und das Wirken des Geistes gedeutet wird.

Liturgie und spirituelle Erfahrung

1. Erfahrene Meisterinnen und Meister der Meditation und Kontemplation bilden einen „Rat der christlichen Spiritualität“. Sie sammeln Zeugnisse und Erfahrungsberichte bezüglich „Liturgie und Spiritualität“ und veröffentlichen eine Zusammenfassung, verbunden mit Empfehlungen.
2. Mit geeigneten Massnahmen wird auch die spirituelle Bildung durch Kunst und Architektur gefördert.

Die Mitglieder der Themengruppe C „Gottesdienst“:

Erika Bühler
 Bruno Gruber
 Walter Kirchschräger
 Hildy Kym-Widmer
 Hanspeter Neuhaus
 Florian Piller
 Alois Odermatt (Moderator)
 Markus Rudmann
 Franziska Stadler

Themengruppe D „Kommunikation“

Sich erklären und verstehen – eine neue Kommunikationskultur – eine einladende Kirche werden

Die Perspektivanalyse der Themengruppe D

1. Einleitung

Die Zusammensetzung unserer Gruppe (4 Männer, 5 Frauen zwischen 18 und 73 Jahren) bot Chancen und Schwierigkeiten zugleich. Wir diskutierten nicht nur über Kommunikation, sondern erfuhren auch, wie schwierig es ist, bei der Vielfalt von oft kontrovers aufeinander prallenden Ansichten das Gespräch nicht abubrechen. Dabei wurde deutlich, dass je nach persönlicher Kirchnerfahrung auch das Kommunikationsverhalten unserer Bistumsleitung unterschiedlich bewertet wird.

Wir betrachten es als wichtig, uns als Christinnen und Christen in der heutigen Zeit nicht einfach dem herrschenden Kommunikationsstil der Gesellschaft und der Medien anzupassen. Vielmehr geht es darum, unseren eigenen Stil - hergeleitet vom Evangelium – vorbildhaft zu entwickeln und zu pflegen. Es schmerzt uns, dass kirchliche Kommunikation in der öffentlichen Wahrnehmung oft eher negativ empfunden und entsprechend kommentiert wird.

2. Ausgangslage

Wir sehen klar, dass viele Christen und Christinnen heute die verschiedenen Glaubensinhalte und Spiritualitätsformen individuell prüfen und interpretieren. Ob die christliche Botschaft von unseren eigenverantwortlichen Mitmenschen überhaupt wahrgenommen und als attraktiv und prüfenswert erfahren wird, hängt deshalb sehr von der Sprache, dem Stil und der Verständlichkeit der Kommunikation ab.

3. Kommunion = Geschwisterlichkeit

Als eigenverantwortlich Glaubende, Hörende und Redende begegnen wir uns als Bruder und Schwester. Auch wenn einem kirchlichen Amtsträger oder einer theologisch gebildeten Rednerin allenfalls gespannter zugehört wird, entscheiden auch hier Verständlichkeit und Qualität des Gesagten und nicht der Rang des Redners darüber, was als glaubwürdig und lebensspendend erfahren wird.

So geht denn heute Kommunikation weitgehend von der „Ebenbürtigkeit“ der Gesprächspartner aus. Für die kirchliche Kommunikation ist deshalb die Gleichheit der Getauften wesentlicher als der durch Weihe, Amt und Funktion bestehende Unterschied.

„Das Wesen der Kirche ist Gemeinschaft und persönliche Beziehung. Der Amtsträger ist Teil der Gemeinschaft; er steht nicht selbständig über ihr.“
„Geistliche Überheblichkeit, eine ständige Versuchung in der Kirche, darf es in der Kirche nicht geben.“ (Metropolit Ioannes Zizoulas, Vortrag an der 5. Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung, Santiago 1993)

Erwartung

In einer geschwisterlichen Kirche ist es wichtig, dass wir nie so reden oder handeln, als könnten wir auf den Andern – auf den Mitmenschen also – verzichten.

4. Kommunikation beginnt mit Zuhören

*Zuhören heisst:
hin-hören;
inne-werden;
den, dem man zuhört,
an-nehmen,
gelten lassen,
ernst nehmen.
Ein Mensch,
der zuhören kann,
hat Seltenheitswert.
Manchmal kann einer,
der zuhört,
wichtiger sein
als ein Stück Brot.*

Besonders das persönliche Gespräch fördert in den Pfarreien die christliche Kultur des Zusammenlebens. Hingegen behindern anonyme Briefe, Leserbriefe, Richtigstellungen und offene Briefe diese Kultur; sie bauen eine Distanz auf und suggerieren, dass man nicht oder nicht mehr miteinander reden kann. Darum sollte in den Pfarreien und im Bistum das persönliche Gespräch über jeder anderen Austauschform stehen. Wo Uneinigkeit, oder gar Gegnerschaft, aus dem „Untergrund“ spürbar wird, sollte selbstkritisch erforscht werden, was die anonymen Kreise daran hindert, sich dem offenen Gespräch und der menschlichen Begegnung zu stellen.

Erwartung

In der Kommunikation mit den Gläubigen können schriftliche Verlautbarungen und Medienberichte nicht der einzige Weg der Verständigung sein. Damit das gegenseitige Verständnis wächst, wünschen wir uns mehr direkte Kommunikation des Bischofs mit den Seelsorgenden und mit der Basis.

5. Vergebung: ein notwendiger und Notwendiger Wert bei kirchlichen Konflikten

Wo immer ein Mensch die Botschaft Jesu glaubwürdig in der Welt bezeugen will, darf er dort, wo er ungerecht angegriffen wird, nicht mit gleichen Waffen zurückschlagen. Vor allem die ungenügende Konfliktkultur (in der Kirchenstruktur von oben wie von unten) torpediert immer wieder unsere Botschaft.

Erwartung

Aus dieser Sicht dürfen und müssen an die Bistumsleitung aufgrund ihrer Autorität und spirituellen Reife höhere Erwartungen im Zuhören und im Vergeben gestellt werden, auch wenn wir alle

hoffen, zu solchem Verhalten ebenfalls fähig zu werden. Wir erwarten, dass jedes Seelsorgeteam und auch das Team der Mitarbeitenden des Ordinariates in der heutigen vielerorts verworrenen Situation sich auch immer wieder bewusst zu einer Übungsgemeinschaft in der Vergebung entwickelt.

6. Grenzen der Kommunikation

Unsere Themengruppe ist in den Diskussionen öfters auch an die Grenzen der Kommunikation gestossen. Wo liberale und bewahrende Auffassungen sich manchmal diametral entgegenstehen, kann das Gespräch, geschweige denn die Verständigung, schwierig werden. Um sich gegenseitig näher zu kommen und bewusst zu machen, dass unsere Kirche auch unterschiedlichen Positionen eine Heimat bieten kann, bräuchte es mehr Zeit als uns zur Verfügung stand.

Erwartung

Wir bitten alle, die an die Grenzen der Kommunikation stossen, nicht mit einem Ultimatum das gegenseitige Vertrauen zu unterbinden oder gar das Gespräch endgültig abubrechen. Wo es keine Einigung braucht oder wo keine Einigung möglich erscheint, kann man die Uneinigkeit transparent machen. Die bestehende Brücke zum Anderen – zum Mitmenschen also – sollte dabei nicht abgerissen werden.

7. Mehr adressatenbezogene Sprache!

Die sich entleerenden Gotteshäuser beweisen es Sonntag für Sonntag: Die Menschen finden den Weg zur Kirche nicht mehr. Oder umgekehrt gesagt: Die Kirche findet den Weg zu den Menschen aller Altersstufen immer weniger. Viele Gründe sind dafür verantwortlich. Nicht zuletzt ist vorurteilslos über die Frage nachzudenken, ob die Sprache der Kirche bzw. ihrer „Repräsentanten“ das „Zielpublikum“ noch erreicht. Bei aller Anerkennung vielfältiger Bemühungen ist diese Frage auf vielen Ebenen ernsthaft zu diskutieren:

auf der Ebene der Medien aller Art

Die Medien werden zwar rege genutzt und nehmen kirchliche Themen eigenverantwortlich auf. Jedoch konnte zum Beispiel in den Diskussionen um die Ökumene des vergangenen Jahres bei allen Bemühungen nicht plausibel genug kommuniziert werden, warum die gemeinsame eucharistische Mahlfeier nicht möglich wird. Das hinterlässt einen schalen Nachgeschmack. Kann man nicht oder will man nicht in einer Sprache kommunizieren, die heute noch verstanden wird?

auf der Ebene der kirchlichen Dokumente, Publikationen und Bischofsworte (Hirtenbriefe)

Wir fragen uns, ob der Bischof weiss, dass seine Hirtenbriefe von vielen Seelsorgenden wegen ihrer sprachlichen und manchmal auf thematischen Abgehobenheit gar nicht mehr vorgelesen werden. Vieles wirkt statt einladend nach wie vor fremd, belehrend, autoritär, doktrinär und die „Randgruppen“ ausgrenzend. Seelsorgende, die ähnlich geartete Predigten hielten, bekämen laute Kritik zu hören.

Erwartung

Zu fordern und zu fördern ist eine Überprüfung und Klärung der kommunikativen Möglichkeiten und Chancen auf jeder der oben erwähnten Ebenen. Als konkrete Massnahme sei Folgendes empfohlen: Jede kirchliche Publikation und Reaktion (vor allem auf diözesaner Stufe!) ist vor ihrer Veröffentlichung im Rahmen einer kritischen und kompetenten Gegenlesekultur auf ihre allgemeine Verständlichkeit und ihre adressatengemässe Sprache zu überprüfen.

auf der Ebene der Predigten

Aber auch in den Predigten werden nicht selten leere Worthülsen und Phrasen wiederholt, die bei den Zuhörenden keinen Resonanzboden in ihrem realen Leben finden. Die Predigt als alleinige Verkündigungsform wird den heutigen Erwartungen nicht mehr gerecht. Diese Einbahn-Kommunikation ist, wenn sie dominiert, fragwürdig. Sie sollte durch zeitgemässere Methoden der Begegnung und der Besinnung ergänzt werden.

Als Alternativen wären denkbar:

- Das Predigtgespräch nach dem Gottesdienst.
- Dialogpredigten zweier oder mehrerer sich ergänzender oder sich gegenseitig fragend herausfordernder „Predigtpartner“.
- Vermehrte Laienpredigten als Engagement und Glaubenszeugnis.
- Neue Formen von interaktiver Verkündigung, welche auch dem generell schweigenden Mitfeiernden Chancen und Einladungen bietet, sich einzubringen und Vorschläge zu machen.

8. Nicht nur adressatenbezogene Sprache, sondern auch ein den Adressaten respektierender Ton!

Unsere Beobachtung

Bedenklich scheint uns, wie Menschen mit ihren Emotionen oft ohne vorgängige Reflexion „aufeinander losgehen“. Während viele Mitchristen innerkirchlich davon nur ab und zu betroffen sind, kommt unser Bischof dauernd in den „Genuss“ solch ungebremster Emotionen. Wir haben Verständnis dafür, dass dies gelegentlich das Mass des Erträglichen übersteigt. Auch „von unten“ müsste man sich deshalb darum bemühen, so zu kommunizieren, dass man es „oben“ verstehen und akzeptieren kann.

Erwartung

Als Christinnen und Christen sollten wir immer wieder auch unsere eigenen Emotionen reflektieren. Wir würden dann „unsere Wahrheit“ wohl öfters weniger „wie einen Kübel kalten Wassers“, sondern mehr „wie einen wärmenden Mantel“ präsentieren. Fairness und Sachlichkeit auch bei kämpferischen Auseinandersetzungen lassen Veränderungen beim Gegenüber auch eher zu als der Kampf mit harten Bandagen.

9. Sprache in der Liturgie

Unsere Beobachtung

Auch die Sprache der Liturgie steht in einem grossen Spannungsfeld: Einerseits sind liturgische

Texte (z.B. Tagesgebete) in einer Sprache abgefasst, die oftmals nur noch „Insider“ erreicht. Auf viele Gottesdienstbesucher wirken solche Texte daher unverständlich, befremdend, wenn nicht gar abschreckend. Auch dass in den liturgischen Büchern noch immer nur die männliche Form (Brüder, Brüderlichkeit) angewendet wird, ist diskriminierend für die Frauen.

Andererseits müssen wir uns bei der Suche nach einer neuen Sprache aber auch davor hüten, die Liturgie durch eine oberflächliche oder seichte Wortwahl sowie teilweise auch durch die Mundart in ihrem mystischen und feierlichen Charakter zu beeinträchtigen. Es geht darum, ein zeitgemässes Gleichgewicht von Form und Inhalt zu finden.

Anscheinend sind die Tagesgebete bereits neu formuliert, jedoch von Rom noch nicht approbiert worden. Gerade aber auch in der Auseinandersetzung um die Hochgebete in unserem Bistum sollten wir uns darum bemühen, zeitgemässe Texte zur Norm werden zu lassen.

Liturgie will ein „heiliges Spiel“ (A. Grün) sein. Diese Erfahrung und somit auch das Bewusstsein von Liturgie als Ort der Gotteserfahrung ist vielen Menschen abhanden gekommen. Das Ziel soll sein, eine *menschenfähige Liturgie* anzustreben, die den Gläubigen auch gewisse Rituale wieder als glaubwürdig und sinnvoll erfahren lässt und sie so zu *liturgiefähigen* Menschen formt. Wenn die Liturgie die Menschen nicht mehr berührt, beginnt vieles in der Kirche ausgehöhlt und „hohl“ zu wirken.

Erwartung

- Liturgische Texte (Gebete, Lieder und Bibeltexte) sollten überarbeitet und in einer zeitgerechten verständlichen und dennoch kultivierten Sprache formuliert werden. Dabei müsste man vermehrt jene Seelsorgenden zu Rate ziehen, die es verstehen, in ihren Gottesdiensten die Menschen sprachlich noch wirklich zu berühren.
- Bei Neuauflagen müsste wo immer möglich auch die weibliche Form verwendet werden.
- Kirchenlieder, die leider oft völlig fern vom Sprach- und Klangverständnis der heutigen Zeit und fern vom Musikempfinden breiter Kreise – vor allem der Jugendlichen – liegen, sollten durch neue Texte und Melodien ersetzt werden.

10. Die Kirche vertritt Inhalte und Werte

Unsere Kirche muss die Frohbotschaft in der heutigen oft so wirren Zeit spürbar machen. Die Sehnsucht der Welt, von dieser Botschaft berührt zu werden, ist enorm, die Erfahrung des wirklichen Berührt-Werdens hingegen eher selten.

Leider aber droht heute die Gefahr, mit unserem tendenziellen Fokus auf die Unzulänglichkeiten der Kirche den Blick für das Grosse zu verlieren. Allzu oft wird das Trennende statt das Verbindende (z.B. in der Ökumene) betont. Dabei hätte unsere Kirche in ihrer Botschaft große Werte zu vertreten und zu verkünden, Werte wie die folgenden:

Die Kirche bietet die Chance einer Begegnung mit Gott im Raum der Stille.

Die Kirche bietet die Chance einer Begegnung mit Gott in der Begegnung mit Menschen.

Die Kirche bietet die Chance einer Begegnung mit Gott im Hören auf Gottes Wort.

Die Kirche bietet die Chance einer Begegnung mit Gott im Gebet und in der Feier der Liturgie.

Die Kirche bietet die Chance einer Begegnung mit Gott im Dienst am Nächsten.

Die Kirche bietet die Chance für einen Einsatz für das Leben in all seinen Formen.

Die Kirche bietet die Chance für einen unermüdbaren Einsatz für die Würde des gottgeschaffenen Menschen.

Es geht nun darum, die Grossartigkeit und die hohe Aktualität dieser Werte durch Worte, Klänge und Bilder und durch Taten den vielen müde gewordenen Christinnen und Christen wieder bewusst zu machen

11. Die Werte nicht nur verkünden sondern leben

Ob schöne Worte und grosse Reden glaubwürdig sind, merkt man in erster Linie an den Taten.

Gegenwärtig überzeugen wir selbst mit unserem Glauben zu wenig. Eine Wende zum Besseren in der Kirche muss bei uns selbst beginnen. Dazu bräuchte es jedoch einen Selbstreflexionsprozess, der uns auch die eigenen Fehler sehen lässt. Und Demut dazu.

Erwartung

Um christliche Werte glaubwürdig und in unserem Alltag wirksam werden zu lassen, braucht es Menschen, die durch ihr Reden und Handeln selbst sichtbar und überzeugend versuchen, christlichen Werten zum Durchbruch zu verhelfen. Wir alle, die wir Christinnen und Christen zu sein versuchen, müssten mit unserem Reden und Handeln selbst eine Einladung sein, welche andere dazu animiert, dieser Einladung ihre Aufmerksamkeit zu schenken.

12. Klares Verfahren bei Vorwürfen

Wir erleben immer wieder, wie Seelsorgende zutiefst irritiert und verunsichert sind, weil sie befürchten müssen, bei der Bistumsleitung wegen ihrer Überzeugungen angezeigt und denunziert zu werden und so zum Opfer eines im Vergleich zur weltlichen Gerichtsbarkeit wenig transparenten Verfahrens und Entscheids zu werden.

Die Würde des Menschen (einer der grossen Werte in unserer Kirche) wird missachtet, wenn Verfahren gegen Kritiker angewendet werden, die unseren rechtsstaatlichen Standards nicht standhalten (auch wenn sie kirchenrechtlich zulässig sind). Es irritiert uns, dass es in kirchlichen Prozessen (wie jenem von Josef Imbach) angeblich kein juristisches Gehör – eines der Grundrechte jeder Auseinandersetzung – gibt.

Erwartung

Wir wünschen ein transparentes Verfahren, welches aufzeigt, in welcher Weise „Denunziationen“ und „anonyme Anschuldigungen“ bei der Bistumsleitung bearbeitet werden und welche Rechtsmittel den Betroffenen zur Verfügung stehen. Diese Verfahrensicherheit könnte eine Rechtssicherheit schaffen, die das Vertrauen in das Wohlwollen der Bistumsleitung erhöhen würde.

13. Polarisierungen überwinden: Win-Win-Situationen schaffen

Die Grundlage für die fruchtbare Bearbeitung eines Konfliktes ist das verstehende Gespräch.

Viele kirchliche Konflikte zeigen die Mechanismen klassischer Konflikteskalation. Wenn Konflikte auch gute Früchte bringen können, so werden Konflikte von der Basis selten als Chance sondern als grosser Kräfteverschleiss wahrgenommen. So sehr Konflikte zu unserem Leben und daher auch zu unserer Kirche gehören, so sehr sollten wir uns bemühen, aus unseren Konflikten gute Früchte wachsen und reifen zu lassen.

Wir müssen als Kirche lernen, Konflikte nicht unter den Teppich zu kehren, sie aber auch nicht eskalieren zu lassen, weil dann höchstens einer siegen kann, nicht selten aber auch wirklich beide verlieren. Als Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern müssen wir Lösungen anstreben, in denen beide „Parteien“ gewinnen. Das geht in der Regel nur, wenn beide bereit sind, unter Umständen auch auf etwas zu verzichten und eine Disziplin der Vergebung zu pflegen.

Es hat bereits eskalierende Wirkung, wenn man sich von kirchenamtlicher Seite zuerst auf das Kirchenrecht beruft und erst nachher den Weg der Verständigung sucht. Das Recht hilft lediglich, wenn die beiden Parteien nachher nichts mehr miteinander zu tun haben wollen, was aber in der Gemeinschaft der Christen nicht der Fall ist und nicht sein darf. Recht zu haben hilft in der öffentlichen Konfliktbearbeitung ausserdem nur, wenn dieses Recht auch allgemein anerkannt wird. Wir beobachten, dass die kirchenrechtlichen Normen diese allgemeine Anerkennung nicht mehr geniessen und daher im öffentlichen Diskurs nicht zu überzeugen vermögen. Es muss daher anders, nämlich durch Güte und Gesprächsbereitschaft, überzeugt werden.

Erwartung

Für eine Konfliktlösung bräuchte es vor jeglicher „Rechthaberei“ und vor jedem paragraphen-gläubigen Rechtsanspruch in vielen Fällen *zuerst* den Einsatz von Mediatoren und Ombudspersonen und dann erst – wenn überhaupt noch nötig – Juristen und Anwälte. Hilfreiche Vermittlung ist oft christlicher als ein unbarmherziges Urteil!

Leider sind wir in unseren Kirchenkonflikten bereits in einer Eskalationsstufe angekommen, in der eine nuancierte Bearbeitung oft nicht mehr möglich scheint. So werden dann in einem Freund-Feind-Schema ganze Gruppen von Gläubigen oder Seelsorgenden beiseite geschoben werden. „Wer nicht für mich ist, ist gegen mich“: Diese Devise wirkt meist kontraproduktiv.

Erwartung

Wir erwarten von der Bistumsleitung, dass sie eskalierenden Konflikten im Bistum mit geeigneten Massnahmen in entspannender Weise entgegenwirkt.

14. Medienarbeit ausbauen, vor allem auch in den Pfarrblättern

Die Möglichkeiten, welche unsere Pfarrblätter heute

bieten, erachten wir als nicht ausgeschöpft und – bei entsprechender Finanzierung – als weiter ausbaufähig.

Die Öffentlichkeits- und Medienarbeit ganz allgemein und die sich dabei bietenden Kommunikations-Chancen und Möglichkeiten wirken oft noch unbeholfen und unprofessionell. Verbesserungen sind notwendig und möglich. Wir denken dabei – sofern noch nicht realisiert – an Möglichkeiten wie die folgenden:

- Aufbau eines Verzeichnisses der für Religions- und Kirchenfragen besonders motivierten Medienschaffenden im Bistum und darüber hinaus.
- Regelmässige Kontakt- und Informationsveranstaltungen der Bistumsleitung mit diesen Vertrauensleuten, mindestens einmal jährlich und ohne besonderen „Publikationszwang“.
- Spezifische Exklusivangebote (z. B. Interviews) an ausgewählte für das jeweilige konkrete Anliegen besonders geeignete Medien.
- Erstellen eines Verzeichnisses von kirchlichen Kontaktadressen für spezifische Anliegen und Anfragen der Medienschaffenden.
- Sorgfältige Auswahl (und vor allem auch Ausbildung!) von kompetenten, kommunikationsfähigen und Vertrauen ausstrahlenden Persönlichkeiten, die sich bei „heissen“ Radio- und Fernsehdebatten (Arena, Zischtigsclub) auch unbequemen Fragen zu stellen vermögen, ohne dabei das Gesicht zu verlieren.

Wie etwa auf dem Gebiet des Internets ein noch professionellerer Auftritt der Kirche zu realisieren wäre, wird im nächsten Abschnitt konkret dargelegt.

15. Technologische Errungenschaften zur effizienten Vernetzung der Kirche

Der unaufhaltsam scheinende Fortschritt hat sowohl gute wie auch weniger gute, ja gar schlechte und bedrohliche Seiten. Eine grosse, vielfältige und schnell voranschreitende Entwicklung gibt es auch im Bereich der technischen oder technisch gestützten Kommunikationsmöglichkeiten. Längst haben viele dieser Kommunikationsarten nebst dem Geschäftsbereich auch in den Bereich des Privaten Einzug gehalten. Und in genau diesem Bereich weisen die Kirche, die ihr angehörenden Gruppierungen und Interessenverbände Defizite auf. Die Erreichbarkeit im Internet wird zwar zunehmend gewährleistet, doch bereits bei der innerkirchlichen Vernetzung, den Hilfestellungen im Glauben und bei den konkreten Anlaufstellen hapert es.

Anzustreben wären deshalb:

- Publikationen der verschiedenen Aktivitäten in der Pfarrei, der Region, national und auch übernational auf Webseiten der Pfarreien
- einheitliche Domainmuster (z.B.: www.rkpfarrei-moehlinstleodegar.ch; www.rkpfarrei-rheinfeldenstjosef.ch)
- regionale, pfarreübergreifende Jugend- und allgemeine Seelsorgearbeit
- differenzierte und gezielte Kommunikationsmuster und Betreuungsanlaufstellen auch im Internet (wie zum Beispiel www.infosekten.ch)

Das sind alles vorhandene, jedoch meist brachliegende Möglichkeiten. Vor allem als Informationsquelle ist das Internet heutzutage unentbehrlich. Der Informationsbeauftragte der Bistumsleitung nimmt selbst diese Vernetzungs- und Knotenfunktion wahr. Die Nutzung dieser Chancen wäre auch eine (unterstützende) Massnahme im Hinblick auf das immer notwendiger werdende Ansprechen und Erreichen der Menschen. Bei diesen Vereinheitlichungen müssen in unserem föderalen System einsichtige gemeinsame Lösungen gefunden werden.

Um den Vorwürfen bischöflicher oder pfarrherrlicher Zensur bei den Eintragungen ins elektronische Gästebuch oder in entsprechende Leserbriefspalten entgegen zu wirken, sollten klare Spielregeln bei der Eröffnung solcher Gefässe formuliert und veröffentlicht werden. Zu prüfen ist darüber hinaus, ob Diskussionsforen zu einzelnen aktuellen Themen nicht bessere Möglichkeiten bieten als Gästebücher und Leserbriefkonfrontationen.

16. Konsenspunkte zum Thema „Kommunikation und Konflikte“

- Wir erkennen, dass der Bischof sich mit seinen Bischofsworten (Hirtenbriefen) an die zum Sonntagsgottesdienst versammelte Gemeinde wenden will. Wir stellen fest, dass verschiedene Seelsorgende diese Texte nicht mehr vortragen. Wir sehen Schwierigkeiten bei den Bischofsworten hinsichtlich der Sprache, Länge und Verständlichkeit vor allem aber auch bei der inhaltlichen Hinführung unserer Gläubigen zur jeweils aufgegriffenen Thematik. Eine bewusste Gegenlesekultur könnte in Bezug auf sprachliche und inhaltliche Verständlichkeit manches verbessern. Wir unterstützen das Vorhaben, künftig für die Verkündigung von Bischofsworten (Hirtenbriefe) vermehrt auch andere Medien (Ton und Bild) einzusetzen.
- Wir erleben heute eine polarisierte Kirche auch an der Basis selbst. Es bleibt noch einiges zu tun, dass es zu einer „versöhnten Verschiedenheit“ kommt, in welcher selbst bei unterschiedlichen Sachansichten die Person in ihrer Würde und Kompetenz geachtet wird.
- Wir stellen fest, dass die katholische Kirche in den Medien häufig einseitig wahrgenommen wird. Der Bischof und seine Mitarbeitenden sollen die Möglichkeit haben, in schwierigen Situationen für die Medienauftritte vermehrt ein Coaching beanspruchen zu können. Wir bitten die zuständigen staatskirchenrechtlichen Gremien, dafür auch die notwendigen Mittel zur Verfügung zu stellen.
- Der Wunsch nach einem klaren und transparenteren Verfahren bei der Bewältigung von Konflikten trifft auf offene Ohren bei der Bistumsleitung. Das persönliche Gespräch ist als erstes notwendig. Nach Möglichkeit sind frühzeitig eine Mediation einzubeziehen, wobei das Evangelium (Mt 18,14- 18)* für die Abläufe einen Massstab setzt.

Schlussgedanke

Es braucht viel Inspiration, um heute aus dem Gejammer von „zu wenig Zeit“, „zu wenig Geld“, „zu wenig Priester“ und „zu wenig Kirchgänger“ zu jener froh machenden und geisterfüllten Kommunikations- und Herzensprache zurückzukehren, welche die Menschen berührt wie am Pfingsttag:
„Und sie gerieten ausser sich vor Staunen ... Wieso kann sie jeder von uns in seiner Muttersprache hören?“ (Apg 2,7-8)

Mitglieder der Themengruppe D „Kommunikation“:

Pascal Bamert
Lisbeth Erni
Sr. Irene Gassmann
Markus Heil (Moderation)
Margret Koch
Josef Rennhard
Margrith Wernli
Louise-Anne Zehnder
Christophe Baude (Mitglied, welches sich nicht mit dem Text der Perspektivanalyse D identifizieren konnte)

Themengruppe E „Diakonie“: „Seid Täterinnen und Täter des Wortes“ – die Diakonie in den Gemeinden aufwerten

Die Perspektivanalyse der Themengruppe E

Vorbemerkung, oder: Wer sind wir?

Unsere Gruppe besteht aus sieben Personen, die unterschiedlich mit der Kirche verbunden sind: Als Freiwillige, Nebenamtliche oder Hauptamtliche. Was uns verbindet, ist ein Engagement in unserer Kirche, das verbunden ist mit der Sorge, dass Diakonie auch den Stellenwert bekommt, die ihr nach unserer Überzeugung zukommen müsste.

Blitzlichter aus der Gegenwart

- In vielen Pfarreien ist Lebendigkeit zu spüren: Teams, Gremien wie Pfarrei- und Kirchenräte, Vereine usw. machen die Pfarreien zu vielfältigen Orten, wo Glauben und Leben zueinander in Beziehung gesetzt wird.
- Vielerorts ist an der kirchlichen Basis Resignation, Ernüchterung, Frustration zu spüren. Auch der „Geist der Diakonie“ leidet unter dieser kirchlichen Stimmungslage.
- Die offizielle Stellung der Rolle der Frau in der katholischen Kirche widerspricht der Rolle, die zahlreiche Frauen an der Basis – gerade (aber nicht nur) in diakonischem Bereich – wahrnehmen.
- Vielerorts ist eine Trennung zwischen den kirchlichen Grundfunktionen Liturgie und Diakonie festzustellen.
- Für schwierige Lebenssituationen ist in manchen Pfarreien schlicht kein Platz mehr da: Bei Scheidung, Depression, schwierigen Kindern oder Eltern ist keine Begleitung mehr, sondern vielleicht „Lösungen“, die aber nicht weiterbringen...
- Wir haben den Eindruck, dass die Gewichtung innerkirchlicher Fragestellungen („Grenzüberschreitungen“, Zulassungsbedingungen, usw.) die Wahrnehmung der Öffentlichkeit im Bezug auf das diakonische Tun der Kirche schwächt.
- Wie werden die Finanzmittel der Kirche eingesetzt? (Kirchenerhalt, Personal für Liturgie, Katechese, Diakonische Tätigkeit, usw.). Diese Fragestellung könnte auch einen Hinweis geben darüber, wie wichtig es der Kirche (Kirchenpflegen usw.) ist mit der Diakonie.
- Diakonie ohne Freiwillige ist in der kath. Kirche unmöglich. Da wird eine enorme Arbeit geleistet!
- Diakonie wird an gewissen Orten von Hauptamtlichen ausschliesslich an Freiwillige delegiert: Was heisst das bezüglich Ernstnehmen der Diakonie?
- Ausbildung, Begleitung und Anerkennung der Freiwilligenarbeit wird sehr unterschiedlich wahrgenommen.
- Auf Grund gesellschaftlicher Veränderung, besonders der Stellung der Frau, ist auch eine Strukturveränderung (- sind zukünftige

Generationen dazu noch in der Lage bzw. bereit? - in der Freiwilligenarbeit zu beobachten, die neue Fragen aufwirft, etwa die nach der (finanziellen) Anerkennung.

- Unsere Gesellschaft wäre ärmer in vielerlei Hinsicht, gäbe es die freiwillig Engagierten in den Pfarreien nicht: Darüber dürfte mehr geredet werden!
- Professionelle (und bezahlte) diakonische Arbeit wird an verschiedensten Stellen geleistet: Auf Ebene von Kirchgemeinden, Landeskirchen, Caritas-Stellen, fremdsprachigen Missionen, usw.: So unbestritten wichtig diese Stellen sind, sie dürfen die Pfarreien nicht davor entlasten, auch selber diakonische Verantwortung zu übernehmen.
- Manche fremdsprachigen Missionen sind stark diakonisch tätig, andere fast gar nicht. Die Fragen bzgl. Integration und Identität wird verschieden beantwortet.
- In Asylfragen, gegenüber Menschen mit Nicht-Eintretens-Entscheiden oder bezüglich der Sans-Papiers nehmen Bischöfe und zahlreiche Pfarreien eine Position ein, die als Lobby für die Menschen ohne Lobby bezeichnet werden kann. Diese Position ist unserer Meinung beispielhaft für eine glaubwürdige diakonische Kirche – die in der Gesellschaft sehr wohl wahrgenommen wird und in Beziehung gesetzt wird zum Evangelium.
- Die globale Diakonie ist verbunden mit Namen wie Fastenopfer oder missio: diesbezüglich läuft nicht nur finanziell Erfreuliches zwischen Norden und Süden, sondern auch bezüglich Bewusstseinsbildung und entwicklungspolitischem Engagement. Der soeben am G8-Gipfel beschlossene Schuldenerlass für Afrika mit sozialen Bedingungen hat einen Vorläufer im Schuldenerlass der Schweiz 1991, der massgeblich von kirchlichen Hilfswerken initiiert wurde.

Hintergründe für eine Stärkung diakonischen Handelns im Bistum Basel

- Grund gelebter Diakonie ist Jesus Christus und seine Frohe Botschaft
- Diakonie ist der Glaubwürdigkeitstest der Pastoral
- Nächstenliebe und Gottesliebe, Orthodoxie („rechte Lehre“) und Orthopraxis („rechtes Tun“), gehören nach christlichem Selbstverständnis untrennbar zusammen. Glauben ist ja ein Tätigkeitswort.
- Glauben ohne Werke ist tot (Jak 2,17), ebenso führt pausenlose Aktivität zu Ohnmacht und innerer Leere.
- Mit der ökumenischen Konsultation zur wirtschaftlichen und sozialen Zukunft der Schweiz (Wort der Kirchen) ist 2001 ein breit abgestütztes Dokument geschaffen worden, das sich zu lesen lohnt hinsichtlich eines diakoni-

schen Engagements der ref. und kath. Kirche in der Schweiz.

- Weltweite Solidarität ist ein Kennzeichen einer weltweiten (kath.) Kirche, die sich der Diakonie verpflichtet weiss in einer globalisierten Welt.

Blitzlichter in die Zukunft, oder: Wie die diakonische Praxis in 5 Jahren aussehen wird (Vision)

- Diakonie steht in der Praxis der Kirche – und damit der Pfarreien - gleichberechtigt neben Liturgie und Verkündigung.
- Unzählige Menschen machen die Erfahrung, dass die Kirche in erster Linie den Menschen dient. Dies zeigt sich unter anderem auch im Umgang mit den finanziellen Ressourcen der katholischen Kirche.
- Diese Gleichberechtigung von Diakonie, Liturgie und Verkündigung hat auch die ökumenischen Beziehungen spürbar wärmer werden lassen und der Weg zur ökumenischen Einheit ist einen Schritt weiter.
- Die Katholische Kirche zeichnet sich dadurch aus, dass sie den Glauben lebt – ohne die Quellen ihrer Kraft zu verschweigen. Dadurch wird sie zu einer glaubwürdigen Zeugin der frohen Botschaft und verbindet diakonisches Engagement und Glauben in Jesus Christus.
- Freiwillige (diakonisch Tätige) werden selbstverständlich auf ihre Aufgaben hin vorbereitet, begleitet – und erhalten Anerkennung in einer adäquaten Form: Die Aktiven sind stolz darauf, mit zu arbeiten an einer besseren Welt.
- Die fremdsprachigen Missionen in der Schweiz arbeiten stärker mit den deutschweizerischen Pfarreien zusammen – und umgekehrt (!) – und leisten so einen Beitrag zu Integration und diakonischem Miteinander.
- Auf einer nationalen Plattform werden diakonische Anliegen so thematisiert, dass sie als Kernthemen des Christseins/ der Kirche auch in der breiten Öffentlichkeit wahrgenommen werden – und sich so die Kirche als gesellschaftlich verantwortungsvolle Kraft mit klaren Optionen einsetzt.
- Die Schweizerische Bischofskonferenz setzt sich, mit der Unterstützung einiger basiskirchlicher Organisationen, in Rom ein für ein Sakrament der Fusswaschung – und fördert so auf weltkirchlicher Ebene den Dialog rund um die Diakonie. (Im Johannes-Evangelium wird die Fusswaschung dort erwähnt, wo die anderen Evangelien von der Eucharistie schreiben.)
- Die innerkirchlichen Probleme sind grundsätzlich gelöst: Die Kirche kann sich den Grundfragen des Christseins zuwenden: Die Weitergabe des Glaubens an zukünftige Generationen, die gestalterische Kraft des Christseins zu einem sinnvollen Leben, das diakonische Tun, der Beitrag aus christlicher Sicht zu einer gerechten Weltordnung, usw.
- In Kernthemen wie Menschenwürde, Migration, Begleitung bei gescheiterten Lebensentwürfe, usw., ist die Kirche ein Anwalt derjenigen Menschen, die keine gesellschaftliche Lobby haben.

Wege der Realisierung

- In kleinen Schritten vorwärts gehen
- Hauptverantwortliche unterstützen und motivieren Freiwillige
- Auch der Bischof dankt immer wieder denjenigen, die sich engagieren und den Glauben tun.
- Wege suchen auf den verschiedenen Ebenen, wie Diakonie sich gleichberechtigt neben den anderen Grunddimensionen christlichen Glaubens entwickeln kann.
- Die Frage nach den Prioritäten wird auf den verschiedenen Ebenen (Pfarreien, Landeskirchen, Bistum, usw.) gestellt.
- Ein Prozess wird so angestossen, und ein Weg gegangen von innerkirchlicher Selbstbezogenheit hin auf die Fragen und Bedürfnisse, die eine Vielzahl von Menschen heute bewegen: Der Sinn des menschlichen Lebens, der Wunsch nach Begleitung und Zeit in schwierigen Situationen, Gerechtigkeit zwischen den Menschen in Nord und Süd, usw.

Konsenspunkte der Themengruppe E mit der Bistumsleitung

Die Themengruppe ‚Diakonie in den Gemeinden aufwerten‘ und die Vertretung der Bistumsleitung sind sich einig,

- einen Weg zu gehen von der innerkirchlichen Selbstbezogenheit auf die Fragen und Bedürfnisse der Menschen von heute
- dass die Diakonie eine wesentliche Dimension des Evangeliums ist, die immer wieder spirituell vertieft, in den Gemeinschaften konkret gelebt und institutionell und finanziell besser abgesichert werden muss
- dass die Arbeit der Freiwilligen von den Verantwortlichen geschätzt, gefördert, begleitet und in einem Sozialzeitausweis dokumentiert wird
- dass die Ökumenische Konsultation zur wirtschaftlichen und sozialen Zukunft der Schweiz (‚Wort der Kirchen‘) wichtige Impulse zur Mitgestaltung der Gesellschaft gibt
- dass die weltweite Solidarität ein Kennzeichen unseres Glaubens ist.

Die Mitglieder der Themengruppe E "Diakonie":

Urs Brunner (Moderator),
 Italo Luis Cherubini,
 Francisco Gmür,
 Rosmarie Jetzer,
 Pia Oeschger-Dubacher (Moderatorin),
 Moisis Palmeiro,
 Pia Schaad-Käser

Themengruppe F „Jugend und Familie“: Jugend-gerechte Pfarrei und Glaube in der Familie – wo gibt es das noch und was würde es unterstützen?

Die Perspektivanalyse der Themengruppe F

1. Situation Kirche – Jugend / Familie

In Gespräch und Austausch über die Situation von Jugend, Familie und Kirche ist die Idee entstanden, dass jedes Mitglied der Themengruppe ein Porträt eines Jugendlichen aus seinem Umfeld unter Berücksichtigung verschiedener kirchlicher Aktionsfelder erstellt.

a. Kirchgemeinde – Jugendtreff

Die Jugendarbeit ist eine sehr wichtige Arbeit in unserer Pfarrei / Dorfgemeinschaft (2500 Einwohner). Als Hauptträger dieser Arbeit fühlen wir uns als Pfarrei dafür verantwortlich. Nebst der kirchlich orientierten Jugendarbeit möchten wir bei der „offenen Jugendarbeit“ auch unseren Jugendtreff wieder öffnen. Leider mussten wir unseren Jugendtreff letztes Jahr aus disziplinarischen Gründen schliessen. Unsere geografische Lage sowie unsere Bevölkerungsstruktur (30 % Ausländer) stellen hohe Anforderungen an die Führung unserer Jugend. Wir sind zurzeit daran mit der kantonalen JUSESO eine vertragliche Zusammenarbeit abzuschliessen und hoffen, dass durch diese fachliche Begleitung auch unsere „offene Jugendarbeit/Jugendtreff“ wieder Fuss fassen wird.

b. Interview mit ehemaliger Ministrantin (19 Jahre)

Gehst du häufig in die Kirche?

Nein, ich fühle mich dort nicht mehr wohl.

Gibt es während dem Jahr Angebote die dich ansprechen?

Ja, ich finde es abwechslungsreich und gut so mit den verschiedenen Gottesdienst-Angeboten. Ich besuche zurzeit eigentlich ausschliesslich Gottesdienste zu hohen Festtagen im Kreis meiner Familie z.B. Ostern, Weihnachten...

In der Kirche fühlst du dich nicht sehr wohl; gibt es andere Orte wo für dich wie Kirche sind?

Ja, durchaus. Ich geniesse die Momente der Ruhe, für mich sein, abzuschalten, zu sinnieren, um dann besser beten zu können. Ich muss wohl sein, nicht mitten im Lärm und Getummel sein.

Das findet bei mir zurzeit meistens in der Natur statt, oder eben Daheim.

Kann dieses gute, wohlige Gefühl auch in einer Gruppe möglich sein?

Ja, unter Gleichgesinnten, wenn's stimmt! Sicher

Worin denkst du besteht die Aufgabe der Kirche?

Sehr schwierig. Wir haben es streng im Beruf, je nachdem Ausbildung, Privat, Sozial wegen dem „Ellbögen“, Neid ... Ich denke und schätze sehr, dass die Kirche offen ist, zugänglich ist den Tag über, damit wer möchte die Gelegenheit hat, die

Stille aufzusuchen. Offen, um auch immer wieder eintreten und hinausschreiten zu können. Frei, ungezwungen.

Die vielen Unklarheiten und Diskussionen stressen mich, vielfach so ein Mediendonner- und -gewitter. Alles wird so aufgebauscht, nicht mehr klar und objektiv. Ich wünsche mir mehr Klarheit. Einsatz für Benachteiligte und ehrliche, begeisterte Weitergabe der christlichen Werte und Sakramente finde ich die Hauptaufgaben der Kirche.

Du hast vorhin schon einen Wunsch formuliert, gibt es noch einen?

Mehr positive Meldungen, damit ich viel selbstbewusster zu meiner Konfession stehen kann.

Bist du zurzeit in einer Gruppe der Kirche in Belp aktiv?

Nein, habe vor 2 Jahren mit dem Ministrierten aufgehört. Mein Bruder macht noch fleissig und gern mit. Ich arbeite, bin sehr gerne zu Hause, mit Kolleginnen und Kollegen und geniesse die Natur, wenn's Wetter stimmt!

c. Jugendtreff

Beobachtungen anlässlich eines Besuch des Jugendtreffs Atlantis an einem Mittwochnachmittag. Das Kernteam (6 Personen, davon 2 junge Frauen) und die Jugendarbeiterin waren daran eine Disco für das Jugendfest vom 20/21. Mai zu organisieren, weitere zufällig anwesende Personen spielten Billard.

Der Jugendtreff befindet sich im katholischen Pfarreizentrum. Das Treffangebot wird von den kath. und ref. Kirchgemeinden finanziert.

Die BesucherInnen des Atlantis, die meisten im Oberstufenalter, bilden eine erstaunlich gemischte Gruppe. Rund zwei Drittel haben einen Migrationshintergrund, wobei die Gruppe der Jugendlichen aus dem Kosovo rund 20 Prozent der Besucherinnen ausmacht. Daneben ist eine Gruppe von schweizer Bezirksschülern im Atlantis aktiv, welche sich vor allem in den Rock-Discos engagieren.

Anschliessend an den Besuch war es möglich mit einem Mitglied des Kernteams, Susanna Z. (15) Sekundarschülerin, ein kurzes Gespräch zu führen. Ihre Eltern kommen ursprünglich aus Kroatien, seit ihrer Geburt wohnt Susanna in der Schweiz. Seit rund einem Jahr macht sie im Kernteam des Atlantis mit und schreibt vielfach das handschriftliche Protokoll der Sitzungen. Im ersten Teil des Gesprächs erzählt Susanna vom Bistumsjugendtreffen an dem sie teilgenommen hat. Danach erzählt sie begeistert vom Atlantis, wo sie sich wohlfühle und ihre Kolleginnen treffe. Seit dem sie zu Hause „Puff“ habe, ihre Eltern haben sich kürzlich wegen der Alkoholprobleme des Vaters getrennt, ist für sie der Jugendtreff zu einem wichtigen Ort geworden. Hier könnte man, so Susanna, rumhängen und Kolleginnen und Kollegen treffen (eine enge Freundin von Susanna macht ebenfalls im Kernteam mit). Meist sei die Stimmung

im Atlantis gut und sie schätze die Jugendarbeiterin „mit ihr kann man über alles Schwatzen“ und auch „Seich“ machen.

d. Ein ‚normaler‘ Jugendlicher ... (gekürzt)

Florian, geboren 1987,

Florian bezeichnet sich selber als „normalen Kantischüler“. Was das bedeutet, umschreibt er so: einen, den es „anscheisst“, der „nur 's Billett will“, ist sich aber bewusst, dass das nicht so sein müsste. Das Lernen fällt ihm nicht allzu schwer und deshalb wäre für ihn Vieles, was man in der Schule macht, nicht nötig, z. B. „dieses ewige Üben, 100'000mal dasselbe“.

Als positiv erwähnt er einen jungen Lehrer, mit dem man sich auf einer einigermaßen gleichen Stufe fühlen konnte. Der grösste Teil der Lehrer sollte nach seiner Meinung nicht im Lehramt tätig sein. Sie haben für die jungen Menschen zu wenig Verständnis, haben vergessen, dass sie selber auch einmal jung waren. Von oben herab behandelt und immer wieder (öffentlich) heruntergekanzelt zu werden hat ihm die Freude an der Schule vollständig genommen.

Wann er sich wohl fühlt? Wenn die Schularbeiten erledigt sind, das Wetter gut ist und er einfach sein kann, auch allein.

...

Wünsche in Bezug auf seine Zukunft? Ein eher gemütliches Leben ohne viel Aufregung, er hat es gern ruhig. Wie er das erreichen will, weiss er im Moment nicht. Er hat keine Vorstellungen davon, in welche Richtung seine spätere Ausbildung gehen soll, ob er ein Studium anstreben oder doch noch eine Lehrstelle suchen soll. „Mach i das, frog i mi, worum i nid 's Angere mach und umgekehrt“. Am schönsten wäre es halt schon, wenn man mit wenig Aufwand ein gutes Gehalt erreichen könnte, aber es ist Florian klar dass das ein Wunsch, ein Traum bleibt. Träume hätte er schon: ein grosses Haus, ein Auto, ein Flugzeug, einen Helikopter...

Kirche? Ja, er war kurze Zeit Ministrant, aber es hat ihm nie so recht gefallen und deshalb hat er schon nach einem Jahr wieder aufgehört. Kirche müsste für Florian eine gemütliche Institution sein, man müsste Gemeinschaft in diesem Sinn leben. Er findet es lächerlich, dass so viele Menschen sich auf etwas fixieren, was es wahrscheinlich nie gegeben hat. Diese Geschichten um Gott und Jesus hat sich doch jemand aus dem Daumen gesogen, damit kann er nichts anfangen. Was nützt es zu beten, zu singen, in alten Schriften zu lesen, die man so oder anders auslegen kann? So wie sich die Kirche heute anbietet, so völlig allein wissend, selbstherrlich und unehrlich, so hat sie für ihn keine Zukunft.

Florian stellt sich eher vor, dass unsere Welt nicht die erste und nicht die letzte der Welten ist. Vielleicht hat es doch früher schon einmal irgendwo im Universum menschenähnliche Wesen gegeben, die dann zugrunde gegangen sind und auch nach uns hiesigen Menschen wird es bestimmt wieder ähnliche Wesen geben, nach jedem Aussterben wieder neu, irgendwo. Ja, er weiss nicht, was vor seiner Geburt war und er hat auch keine Ahnung, was nach dem Tod kommt, aber das will er auch gar

nicht wissen. Die Menschen, die von ihren Todeserfahrungen erzählen, sind nach seiner Meinung zu 50% „Schnorri“ und nur 50% von ihnen erzählen wirklich, was sie erlebt haben.

e. Scharleiterin Blauring & Jungwacht

Anja, Du bist Scharleiterin im Blauring.

Ja, ich leite seit einem Jahr unsere Schar und verbringe einen grossen Teil meiner Freizeit im Blauring mit meinen Kolleginnen im Leiterteam von Blauring & Jungwacht und in der Gruppe mit den Kindern.

Wie ist Eure Beziehung zur Kirche?

Mit der Kirche haben wir immer wieder Schwierigkeiten. Deshalb wollen wir möglichst wenig mit ihr zu tun haben.

Was sind denn das für Schwierigkeiten?

Wir werden zum Beispiel nicht gefragt, ob wir nach dem Gottesdienst einen Aperero ausschenken wollen. Es heisst dann einfach: Blauring & Jungwacht machen das schon.

Ihr werdet also zuwenig ernst genommen...

Ja, genau.

Aber ihr werdet von der Kirche auch unterstützt?

Ja. Wir haben unsere Räume im Pfarreizentrum. Die Kursbeiträge der Leiterinnen werden von der Kirche bezahlt und es gibt einen Unterstützungsbeitrag für unser Lager. Da sind wir natürlich sehr froh darum.

Wie sieht es aus mit dem Präses?

Da haben wir ganz unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Aber zurzeit läuft es sehr gut und wir sind sehr froh um unsere Präses. Wir können uns fast nicht mehr vorstellen, wie wir ohne sie sein könnten. Die Präses unterstützt uns im Leitungsteam, wenn nicht alles rund läuft. Sie begleitet uns im Lager und ist eine grosse Stütze für das Leiterteam. Mit ihr feiern wir im Lager auch einen Gottesdienst – das ist immer ein Höhepunkt. In der Kirche sollten alle Gottesdienste so sein. Sie bringt auch stille Momente ins Lagerleben ein, dies sind für uns Leiterinnen Tankstellen, aber auch den Kindern gefällt das.

f. Firmvorbereitung (gekürzt)

Lebensweg

In meiner Kindheit war die Kirche stets präsent, in den Kindergottesdiensten, als Ministrantin und in den Religionsstunden. Heute gehe ich nur noch spärlich in das Haus Gottes. Jedoch fasziniert mich das Thema Religion heute noch.

Wie erlebe ich die Kirche in Vorbereitung auf die Firmung

Im Firmunterricht hatten wir uns anfangs zu einzelnen Religionsstunden getroffen in denen wir die einzelnen Religionen vorgestellt bekamen oder weitere spannende Themen, wie den Tod und das Fasten. Sehr schade fand ich jedoch, dass meine Kollegen und Kolleginnen oftmals nicht bei der Sache waren – aus welchen Gründen auch immer – und schon mit einem „Anschiss“ zu den abwechslungsreichen und informativen Stunden kamen, obwohl ich denke, dass dies nur

Massendruck war. Denn es ist heute zur Gewohnheit der Jungen geworden, dass sie vor der Schule, Arbeit oder sonstigen Aktivitäten den Spruch „Ach, schiesst das mech jetzt a!“ bringen zu müssen, was dann öfters im Chor wiederholt wird und man, da man es gesagt hat, auch fast ausleben muss.

In den vielen Aktivitäten im Freien mit den FIPLA hatte ich zwar Spass, jedoch ist mir der Sinn solcher Anlässe bis her unklar geblieben.

Dass die nächstjährigen Firmlinge sich die Romreise verbilligen können, in dem sie Adventskränze oder Osterkerzen basteln, finde ich eine gute Sache – da das sich sehr positiv auf die Budgets der Firmlinge auswirkt und das Gruppengefühl stärkt. Ich denke, dass sich das FIPLA sehr viel Mühe mit uns gibt, jedoch oft das Ziel verfehlt.

Was ich vom Firmunterricht erwarte?
Informationen! Die Analysierung von den alten Überlieferungen, der Bibel, Gott ...

Verbesserungsvorschläge

Ich wünschte mir, dass den Jungen mehr Infos zukämen. Also dass sie den strikten, für einige wohl sehr langweiligen Religionsunterricht bekämen. Bei dem man einfach auf seinem Stuhl sitzen kann und man Wissen eingeflösst bekommt. Denn wenn man nicht ein kleines Grundwissen hat, hat man keine Ahnung, was in der Kirche gesprochen wird, und man langweilt sich dort.

Ich fände es auch gut, wenn die Jungen eine gewisse Anzahl von Messen besuchen müssten, um gefirmt zu werden, dass einigen überhaupt wieder klar wird, was in einem Gottesdienst geschieht.

Warum fehlen die jungen Leute?

- Sie gehen in den Ausgang bis in die Morgenstunden und sind dann zu müde, um in die Kirche zugehen (Samstagabend ist natürlich fürs Styling reserviert!)
- Sie sind mit den Ansichten der Kirche nicht einverstanden (wieso konnte oft nicht erläutert werden – Massendruck). Der häufigste Grund war jedoch, dass die Kirche das Geld falsch verteilt und sich selbst bereichert und dass der Papst ein Lügner sei, der die Leute manipuliert.
- Sie haben den Glauben verloren (wollen sich aber firmen lassen, dass sie einmal eine klassische, wunderschöne Hochzeit haben können oder weil sie von der Familie/ Gesellschaft gezwungen werden)
- Hassen diese „gehirnwaschenden und Gott verherrlichenden“ Lieder à la Naziregime-Führerlieder
- Finden die Kirche langweilig
- Sie sind zu faul- niemand ermutigt sie
- Finden es zu kalt in den Kirchen
- Wüssten nicht wie sich in der Kirche zu verhalten
- Haben Angst ausgelacht zu werden, falls sie von Mitschülern gesehen werden
- Wollen nicht alleine gehen- da Freunde und Eltern kein Interesse haben

Ich habe viele junge Christen befragt im Alter zwischen 9 und 25. Ich habe bemerkt, dass sie (ab

ca. 15) sehr kritisch der Kirche gegenüberstehen (auch nicht verwunderlich, da man uns von klein auf sagt wir sollten nicht blauäugig durch die Welt gehen sondern alles und jeden kritisch betrachten). Und sobald der Papst erwähnt wurde, waren nervenaufreibende Gespräche vorprogrammiert. Sie können es nicht verstehen, wieso man so viel Geld für einen „alten, realitätsfernen“ Mann ausgeben kann, der nur umherfliegt und Lügen, wie Kondome haben Löcher und schützen nicht vor Aids und Schwangerschaft verbreiten kann, was zur Überbevölkerung, Massensterben und Erschwerung der Missionar-Arbeiten in den 3. Weltländern führt.

Sie hoffen, dass der Papst - so schlimm es auch klingen mag - bald das Zeitliche segnet und (wenn überhaupt) ein neuer, junger, zeitgenössischer Papst gewählt wird, der die Leute aufklärt und sich für die Menschenrechte (besonders die der Frau) in der Welt einsetzt. Bei den jüngeren war es oft der Fall, dass sie nicht alleine in die Kirche gehen wollen, da ihre Eltern und oft auch ihre Grosseltern auch nicht in die Kirche gehen (wer soll sie denn dann motivieren) und auch nicht wissen wie sich Verhalten.

Im Allgemeinen habe ich einfach das Gefühl, dass ihnen Gott sehr fern ist – schliesslich haben wir hier in der Schweiz auch alles, ohne zu beten oder in die Kirche zu gehen.

Verbesserungsvorschläge der Jungen:

- Mehr mit der Natur verbinden
- Mehr zeitgenössische Musik
- Kürzere, zielgerichtete Gottesdienste
- Gewänder weg lassen (wir sind alle gleich)
- Auf eine neue zeitgenössische Gemeinschaft hin arbeiten- in denen Gott nicht die Hauptrolle spielt (wenn überhaupt eine) sondern vor allem das Zusammenleben. Also wie eine Art Verein die z.B. zusammen Kuchen backt oder sich trifft zum Frühstück - so eine Art heitere-Welt-Werbung-Gemeinschaft in der einfach alles Schlechte draussen bleibt
- Sie sollte den Menschen mehr Halt geben und sie zur Selbstverwirklichung anstiften
- Sollten das Leid den Menschen vor Augenführen - nicht nur das der 3. Welt, sondern das, was hier in unserer Umgebung passiert - wie depressive Menschen, Workoholiks, Arbeitslosigkeit...

Jedoch denken Viele, dass die Kirche nie mehr in den 1. Welt-Ländern einen so grossen Stellenwert haben wird, wie noch vor 50 Jahren. Höchstens es passierte eine grosse Katastrophe, wo danach die Leute wieder Halt und Hoffnung bei Gott und der Kirche suchten, wenn überhaupt.

2. Perspektiven für Jugendliche / Familien in und mit der Kirche - Zusammenstellung der Anliegen der Themengruppe

Biografischer Ansatz

Durch die Zusammenlegung der Themengruppe Jugend und Familie haben sich in der Themengruppe Überschneidungen ergeben, mit zum Teil sich widersprechenden Aussagen. Mit einem biografischen Ansatz gelingt es Schwerpunkte zu

erkennen, die der entsprechenden Entwicklungsphase der involvierten Personen gerecht werden.

Familie:

- Die Kirche geht zur „Patchwork-Familie“.
- Die Familie (erweiterte) wird in den Erlebnis-Unterricht einbezogen.
- Die Familien wird im Glauben begleitet.
- Unterricht mit Familie, Gemeinschaft verbinden → Identität
- Diakonie für die Jugendlichen und deren Eltern
- Toleranz gegenüber jeder „Familien-Form“

Sozialer Erfahrungsbereich

- Niederschwellige Angebote fördern und einladen:
 - Kleinkinderfeier
 - Fiire met de Chliine (ökumenisch)
 - HGv mit Familienverb.
 - Jugendarbeit
 - Krisenmanagement
 - Emotionales und kognitives Selbstkonzept (pos.)
- (Klein-) Kinder, Jugendliche müssen positive, soziale Erfahrungen im Rahmen der Kirche machen (können)

Jugendarbeit:

Strukturen und Ziele

- Jugendarbeit ist Chef(in)-sache (Gemeindeleitung).
- Jede Pfarrei macht Jugendarbeit (sollte machen).
- Anliegen und Bedürfnisse Jugendlicher einbeziehen und sie zur Selbstständigkeit begleiten. (Orientierung an den Bedürfnissen der Jungen im Sinne von „gelingendem Leben“)
- Gemeinschaft unter Jugendlichen fördern und Zugang zu den „Erwachsenen-Strukturen“ öffnen
- Wie für andere pastorale Bereiche gilt auch für die Jugendarbeit:
 - Klare Ziele für Jugendarbeit formulieren
 - Klare Strukturen in der Jugendarbeit
- Vernetzung mit weiteren Trägern von Jugendarbeit (z.B. pol. Gemeinde; in der „Gemeinde“ Jugendarbeit-Präsidenten/-Leiter-Konferenz (FC – Musik – Kirche))
- Jugendarbeit braucht: Raum – Zeit – Betreuung (Örtliche und zeitliche Räume für die Jugend öffnen)
- Unterstützung und Förderung bestehender Aktivitäten z.B. BR & JW
- Vielfalt der Kulturen einbeziehen (z.B. auch Interreligiöse Jugendarbeit (Integration) – offene Jugendarbeit)

Ausbildung

- Wie können/sollen JugendseelsorgerInnen gefordert – gefördert werden? Aber nicht überfordert bis zum „Aussteigen“
- Ausbildung und Begleitung der JugendseelsorgerInnen? Genügen die heute gebräuchlichen Angebote?

- Spezielle Schulung der JugendarbeiterInnen
- Jugendarbeit nicht unterschätzen
- Module nach Theologiestudium fehlen?
- Befähigendes Glaubenswissen → Orientierung
- Mentoring
- Dank an die Jugendarbeitenden

3. Konkretion und Zusammenzug

Gott ist bei den Menschen

Gott ist immer schon bei den Menschen. Die kirchliche Jugendarbeit muss Gott nicht zu den Jugendlichen bringen – er ist schon da. Eine Aufgabe der kirchlichen Jugendarbeit ist es Gott der im Leben der Jugendlichen anwesend ist, bewusst zu machen. Es geht darum Gott im eigenen Leben zu entdecken. Dies soll dialogisch und behutsam geschehen. Nicht nur die Jugendlichen entdecken Gott, auch die Jugendarbeitenden lernen in und mit den Jugendlichen von Gott.

Die Hauptaufgabe der Jugendarbeit ist die Begleitung der Jugendlichen.

Die Jugendpastoral in der deutschsprachigen Schweiz besteht aus mehreren Arbeitsfeldern. Die drei Wichtigsten sind die kirchliche Jugendarbeit, die Oberstufenkatechese und die Firmung ab 17/18. Jedes dieser drei Arbeitsfelder hat eine eigene Hauptaufgabe. Die Hauptaufgabe der Oberstufenkatechese ist die religiöse Bildung, die Firmung ab 17/18 fördert die kirchliche Sozialisation und die Jugendarbeit ist Begleitung in einer anspruchsvollen Lebensphase. Selbstverständlich übernehmen die einzelnen Felder auch in zweiter Linie Aufgaben der anderen Arbeitsfelder. Firmung ab 17/18 ist etwa auch religiöse Bildung und ein gelungener Firmkurs ist auch Begleitung. Diese Überschneidungen gelten für alle Arbeitsfelder, trotzdem ist es wichtig jeweils die Hauptaufgabe nicht aus den Augen zu verlieren.

Vier Thesen zur kirchlichen Jugendarbeit im Bistum Basel

Die kirchliche Jugendarbeit ist Dienst der Kirche an der Jugend

Wir träumen von einer kirchlichen Jugendarbeit im Bistum Basel, die Dienst an der Jugend ist – eine kirchliche Jugendarbeit, welche von der Lebenswelt der Jugendlichen, ihren Freuden, Hoffnungen, Befürchtungen und Ängsten ausgeht und zusammen mit den Jugendlichen nach Wegen für das Leben in Fülle für alle sucht. Jugendlichen am Rand der Gesellschaft soll ein besonderes Augenmerk gelten. Eine so verstandene kirchliche Jugendarbeit ist diakonisch und gemeinschaftsbildend. Jugendliche lernen in der kirchlichen Jugendarbeit einen geschwisterlichen Lebensstil, übernehmen Verantwortung und leben Solidarität.

Es ist unsere Glaubensüberzeugung, dass die Jugendlichen so nicht mehr weit vom Reich Gottes, wie es Jesus Christus gelebt und verkündet hat, entfernt sind.

„Die“ Jugend gibt es nicht

Wir träumen von einer kirchlichen Jugendarbeit, welche die Vielfalt der Jugendlichen und ihre

unterschiedlichen Bedürfnisse ernst nimmt. Jugendliche sind unterschiedlich: Sie sind verschieden alt, sie hören unterschiedliche Musik, sie gehören unterschiedlichen Szenen an, sie sind mehr oder weniger religiös, sie sind junge Frauen und Männer, sie wohnen in einer Stadt, in einer Agglomerationsgemeinde oder auf dem Land, sie leben in den unterschiedlichsten familiären Situationen, sie gehen zur Schule, in eine Lehre oder suchen eine Lehrstelle, ihre Eltern sind reich, arm, gebildet, bildungsfern, sind Ortsbürger oder kürzlich aus dem Ausland zugezogen. Deshalb braucht es eine Vielfalt von Angeboten und Methoden, wie verbandliche Jugendarbeit (Jungwacht/Blauring, Verband kath. Pfadi), offene Treffangebote, offene und geschlossener Gruppen, Angebote von regionalen und kantonalen Stellen, Kurse, Beratungsangebote, Projekte und Aktionen.

Es ist unsere Überzeugung, dass sich die Vieltätigkeit der Jugend in den Angeboten der Jugendarbeit abbilden muss.

Die kirchliche Jugendarbeit verdient Wertschätzung

Wir träumen von einer Jugendarbeit im Bistum Basel die hohe Wertschätzung erfährt. Im Bistum Basel sind viele junge Menschen in der Jugendarbeit engagiert, als Teilnehmende oder Leitende und zahlreiche Professionelle sind in der Jugendarbeit tätig. In den kirchlichen Jugendverbänden und in der pfarreilichen Jugendarbeit wird gute Arbeit geleistet. Jugendlichen wird eine sinnvolle und sinnstiftende Tätigkeit ermöglicht. Jugendliche suchen gemeinsam nach dem Sinn im Leben und stellen die Frage nach dem «woher» und dem «wohin». In den Jugendarbeitenden, Präsidien und Jugendseelsorgenden haben die Jugendlichen ein qualifiziertes Gegenüber, das als Diskussionspartnerinnen und -partner zur Verfügung steht und das spirituelle Impulse in der Jugendarbeit setzt. Gemeinsam mit den Jugendlichen werden das Leben und der Glaube gefeiert.

Es ist unsere Überzeugung, dass die Jugend nicht nur die Zukunft, sondern vielmehr die Gegenwart der Kirche ist – Jugendarbeit ist immer auch ein Dienst der Jugend an der Kirche.

Die kirchliche Jugendarbeit versteht sich als Einladung

Wir träumen von einer kirchlichen Jugendarbeit im Bistum Basel, welche die biographische Situation der Jugendlichen ernst nimmt. Die Lebensläufe sind heute nicht mehr gradlinig, sondern von Brüchen und Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet. Jugendarbeit kann deshalb nicht als durchlaufendes Angebot, das alle dauernd erfasst, organisiert sein. Die kirchliche Jugendarbeit lädt neben verbindlichen Formen, auch zum zeitlich beschränkten Mittun ein und bietet die Möglichkeit auch zu einem späteren Zeitpunkt einzusteigen. Auch die Ablehnung eines Angebotes ist kein «Misserfolg», da Jugendarbeit immer eine echte Einladung ist und die Entscheidung der Jugendlichen respektiert.

Es ist unsere Überzeugung, dass eine Jugendarbeit, welche sich als Einladung versteht und Dienst an der Jugend ist, nachhaltig wirkt. Viele die sich heute in irgendeiner Form in der Kirche engagieren tun dies, weil sie in der kirchlichen

Jugendarbeit wertvolle Erfahrungen gesammelt haben.

Glaube in der Familie

Die Familienkatechese nimmt die Realität der verschiedenen ‚Familien-formen‘ ernst

Wir träumen von einer kirchlichen Familienkatechese im Bistum Basel, welche die Situation der ganz unterschiedlichen ‚Familien-Formen‘ (Patchwork-Familie,...) ernst nimmt. Die Lebensläufe sind heute nicht mehr gradlinig, sondern von Brüchen und Ungleichzeitigkeiten gekennzeichnet. In der Verkündigung und in der Familienkatechese ist es deshalb notwendig, mit traditionellen Familienbildern und überhöhten Idealen vorsichtig umzugehen. Die Familienkatechese wird in der Verkündigung in unserer Gesellschaft mehr Bedeutung zugeschrieben. Deshalb ist es wichtig, Alleinerziehende, Geschiedene, Verwitwete, Getrenntlebende, Wiederverheiratete, ... nicht auszuschliessen!

Kurzfassung und Konsenspunkte (kursiv) der Themengruppe F mit der Bistumsleitung

Gott ist bei den Menschen

Gott ist immer schon bei den Menschen. Die kirchliche Jugendarbeit muss Gott nicht zu den Jugendlichen bringen – er ist schon da. Eine Aufgabe der kirchlichen Jugendarbeit ist es, Gott, der im Leben der Jugendlichen anwesend ist, bewusst zu machen. Es geht darum, Gott im eigenen Leben zu entdecken. Dies soll dialogisch und behutsam geschehen. Nicht nur die Jugendlichen entdecken Gott, auch die Jugendarbeitenden lernen in und mit den Jugendlichen von Gott.

Vor diesem Hintergrund haben wir im Gespräch mit der Bistumsleitung zu folgenden Aussagen (Konsens *kursiv* dargestellt) gefunden:

Jugendarbeit hat Priorität'

Für die Jugendarbeit ist es wichtig, regional zusammenzuarbeiten und die Zusammenarbeit auch mit der reformierten Kirche, der politischen Gemeinde und allfälligen weiteren Trägern von Jugendarbeit zu praktizieren.

Die Jugendarbeit muss Teil des (Seelsorge-)Teams sein, dazu braucht es die entsprechende Teamfähigkeit, die gefordert und gefördert werden muss.

Wir fordern, dass

- *jede Pfarrei / jeder Seelsorgeverband Jugendarbeit macht, entsprechend ihren / seinen Möglichkeiten,*
- *jede Pfarrei / jeder Seelsorgeverband ein Konzept für die Jugendarbeit hat, in Absprache mit der (bzw. unterstützt und beraten durch die) kantonale Fachstelle Jugendseelsorge (oder Deutschschweizer Fachstelle für kirchliche Jugendarbeit),*
- *jede Pfarrei / jeder Seelsorgeverband einen Jugendverband hat,*

- jede Pfarrei / jeder Seelsorgeverband an offener Jugendarbeit beteiligt ist,
- jede Pfarrei / jeder Seelsorgeverband nicht-(vereins-)gebundene Projekte realisiert.

Ausbildung von Professionellen und Freiwilligen in der Jugendarbeit

Die komplexere gesellschaftliche Situation erfordert mehr Kompetenzen bei den professionell, aber auch bei den freiwillig Tätigen.

Die Begleitung und Unterstützung von Freiwilligen durch die Professionellen muss dringend verbessert werden. Dies darf nicht dem Zufall überlassen werden. Für die Zukunft der Kirche wird das von grösster Bedeutung.

Wir fordern, dass

- *NeueinsteigerInnen in das Berufsfeld Jugendarbeit durch eineN MentorIn (PraxisausbildnerIn – evtl. auch durch eine externe Person, die dafür qualifiziert ist!) in ihre Tätigkeit eingeführt werden,*
- *für TheologInnen in der Berufseinführung ein Modul (NDK) „Jugendarbeit / Soziokulturelle Animation“ eingeführt wird,*
- *für Personen mit Sozialer Ausbildung ein Modul (NDK) „Spiritualität / Theologie“ eingeführt wird,*
- alle Jugendarbeitenden über eine entsprechende Ausbildung verfügen,
- alle Jugendarbeitenden die Strukturen kennen,
- alle Jugendarbeitenden Weiterbildungen besuchen,
- in der Arbeit von Professionellen die Begleitung von Freiwilligen eine grosse Priorität hat und deshalb entsprechende Kompetenzen erfordert, die nicht vernachlässigt werden dürfen.

Familienkatechese

Die komplexere gesellschaftliche Situation erfordert mehr Kompetenzen bei den professionell, aber auch bei den freiwillig Tätigen.

Die Begleitung und Unterstützung von Freiwilligen durch die Professionellen muss dringend verbessert werden. Dies darf nicht dem Zufall überlassen werden. Für die Zukunft der Kirche wird das von grösster Bedeutung.

Wir fordern, dass

- *jede Pfarrei / jeder Seelsorgeverband ein Konzept für die Familienkatechese hat. Dieses Konzept soll Aktivitäten wie „Erwachsenenbildung in alltäglichen Glaubensfragen für Eltern und Familien“ (z.B. Gottvertrauen aufbauen, Gottesbeziehung gestalten) enthalten,*
- *in jeder Pfarrei / jedem Seelsorgeverband nach der Taufe der Kontakt zu den Eltern / Familien weitergeführt wird durch Nachtreffen, Kursangebote (zB. „mit Kindern leben glauben hoffen“, ...), Kinderfeiern, Chrabbelgottesdiensten, voreucharistischen Gottesdiensten, Familien-gottesdiensten, ...,*
- *in jeder Pfarrei / jedem Seelsorgeverband nach der Erstkommunion der Kontakt zu den Eltern / Familien weitergeführt wird durch Kurse wie „Jugendliche fordern uns heraus“, Jugendliche im Glauben begleiten, ...*

Die Mitglieder der Themengruppe F „Jugend und Familie“:

Antonio + Beatrice D'Andrea
Elke Domig
Elsie Heeb-Michel
August Krucker
Thomas Kyburz-Boutellier (Moderation)
Theres Mathys-Manz
Ruth Linz
Dominik Schenker

Themengruppe H „Pfarreien“: Die gemeinsame Verantwortung für die Zukunft der Pfarreien (angesichts zunehmenden Personalmangels)

Die Perspektivanalyse der Themengruppe H

Leben wir als Christinnen und Christen aus der gläubigen Überzeugung, dass es in unserer Kirche keine Unberufenen gibt, also keine Objekte der Seelsorge, sondern nur Subjekte, die Gott beansprucht, damit seine Kirche in unserem Land leben und handeln kann. Paul M. Zulehner

Zur Entstehung des Textes:

Nach der Startveranstaltung in Baden hat sich die Gruppe zu vier Diskussionsrunden getroffen. Die vorgegebene „Überschrift“ des Themas wurde auf drei Unterthemen eingegrenzt (geteilte Verantwortung, Spiritualität und Leitungsverantwortung in den Pfarreien). Die Festlegung der Teilaspekte gründet in den Beobachtungen der Gruppenmitglieder zu dem Aspekt von Leitung einer christlichen Gemeinde, der allen am einfachsten zugänglich ist und der für alle als äusserst bedeutsam geschildert wird: die Leitung der sonntäglichen Eucharistiefeier als Quelle und Höhepunkt der Gemeinschaft der an Jesus Christus Glaubenden am Ort. Die Aufrechterhaltung des „eucharistischen Betriebes“ führt nicht selten zu Situationen, die der Eucharistiefeier als Höhepunkt und Quelle nur sehr schwer gerecht werden: Gottesdienste mit lebensfernen unverbundenen Inhalten (Themen, Texten, Gestaltungselementen), situationsunabhängige, von den Zuhörenden weit entfernte Schriftauslegungen und Predigten von kulturfremden, oft auch überalterten Priestern. Dass Verantwortung nicht immer wahrgenommen wird, bezieht sich allerdings auch auf andere Leitungsaspekte in den Pfarreien.

Der vorgelegte Text folgt in seiner Grundstruktur den drei Gesprächsrunden, die jeweils einem Aspekt gewidmet worden sind. Gemäss Vereinbarung der Leitung des PiBB-Prozesses (Kerngruppe) werden die Beobachtungen in einer anderen Schriftgestalt dargeboten wie die Forderungen. Dies mag den geneigten Leserinnen und Lesern eine Hilfe bei der Orientierung im Text sein.

Zu den Motiven der Teilnehmenden der Gesprächsgruppe: Die Gruppengespräche waren von einem grossen Engagement der Teilnehmenden geprägt. Zu jeder Zeit war bei jedem und jeder Teilnehmenden deutlich spürbar, woran ihr und sein Herz hängt: die Botschaft vom Reich Gottes von Jesus, dem auferstandenen Christus in ihrem resp. seinem eigenen Dorf leben können und sich entwickeln sehen. Die Mitglieder dieser Gruppe sind der Überzeugung, dass es Pfarreien braucht, in der sie sich beheimatet wissen, in Kenntnis der grossen Probleme, die uns als Kirche so sehr betrüben. „Die Kirche ereignet sich in Gemeinde.“ Diesen Satz von Ferdinand Klostermann bestärkt uns darin, dass sich Kirche auch in der Gemeinde vor Ort, direkt vor meiner Haustür, nämlich in der Pfarrei ereignet – und nicht nur unter „Gleichgesinnten“, die „des Arztes vielleicht weniger bedürfen“, als meine

kranken Nachbarinnen und Nachbarn. Gerade weil das so ist, verlangt die Sorge um die Pfarrei unsere Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Die Menschen, die sich im Rahmen von PiBB um dieses Thema herum geschart haben, sind von dieser Sorge und dem Willen zur Aufmerksamkeit erfüllt.

Geteilte Verantwortung

Die Diskussion zum Thema „Verantwortung“ wurde über zwei Zugänge geführt: gemeinsame Verantwortung ist geteilte Verantwortung. Für eine Seite bedeutet dies, Verantwortung abzugeben. Für eine andere Seite bedeutet dies, Verantwortung zu übernehmen. Übergabe von Verantwortung geschieht in den Augen der Diskutierenden im Wesentlichen über das Abtreten von Kompetenzen in der Anerkennung der Mündigkeit aller Beteiligten und über die Motivierung von Personen zum Engagement, d.h. zur Übernahme von Verantwortung. Als Kirche haben wir eine lange Tradition anerkannter Formen von Delegationen, Kompetenzübertragungen und Verantwortungsübergaben. Dieses differenzierte System geteilter Verantwortung ist weiterzuentwickeln, auch im Hinblick auf nicht-theologisch ausgebildete Laien:

- Förderung und Anerkennung von Kompetenzen im Bereich der Gestaltung liturgischer Feiern, insbesondere für Gottesdienstformen, die ohne besondere priesterliche Funktionen gestaltet werden. Mitarbeitende in den Pfarreien prägen die Gottesdienste mit den Lebensthemen der Menschen vor Ort.
- Anerkennung von Leitungsqualitäten und –kompetenzen, die nicht dem klassischen Profil des Pfarrers resp. einer Gemeindeleitung entsprechen. Offizielle Beauftragung dieser Personen inkl. Missio (siehe auch unten), heute vereinzelt als PfarreikoordinatorInnen bekannt. Einsetzen dieser Personen auch von Seiten des Bischofs; auch von diesem mit Rechten und Pflichten in Dienst genommen resp. auf den Weg gesandt.
- Verantwortung teilen in der Anerkennung von geleisteten Diensten: nicht nur Gott, sondern auch den Menschen danken für ihren Einsatz für die Kirche und für die Botschaft des auferstandenen Christus. Dazu gehört auch eine aktive Feedbackkultur: wohlwollende und anerkennende Rückmeldungen auf die Leistungen der Personen, die sich engagieren. Das Lob des Bischofs für einen Gemeindeleiter erfreut auch dessen Gemeinde. Ein „gelobter“ Pfarrer lobt auch seine Mitarbeitenden vor Ort. Mit den sog. Fördergesprächen als Instrumente der Personalentwicklung beim hauptamtlichen Personal ist ein sinnvoller Anfang gemacht. Solche Fördergespräche könnten erweitert werden auf den Kreis weiterer verantwortlicher Personen in Pfarreien und Verbänden.
- Personen, die faktisch Leitungsfunktionen ausüben, sind in die grundlegenden Überle-

gungen für die Weiterentwicklung der Gestalt von Kirche vor Ort mit einzubeziehen.

Gleichermassen wichtig sind Impulse, die die Bereitschaft zur Übernahme von Verantwortung erhöhen. Auch hier gibt es grosse Defizite.

- Menschen werden ermutigt und ermächtigt, kleinere und grössere Aufgaben in den Pfarreien zu übernehmen (Aus- und Weiterbildung; Gestaltungs- und Veränderungsmöglichkeiten, formale Macht in Entscheidungssituationen ...)
- Personen, die Verpflichtungen eingegangen sind, werden beim Wort genommen. Geteilte Verantwortung verlangt eine höhere Verbindlichkeit der Beteiligten in Bezug auf ihre eigenen Versprechungen. Eigene Formen des Controllings unterstützen die Verbindlichkeitskultur.
- Freiwillig Mitarbeitende in den Pfarreien stellen Zeitkapazitäten zur Verfügung, um bestimmte Abläufe und Aufgaben erledigen zu können, die Seelsorgenden die Hände frei lassen, Seelsorge zu betreiben: Übernahme von administrativen Aufgaben, Organisation von Veranstaltungen, inhaltliche Arbeit, sofern die Personen dafür geeignet sind. Eine Reihe von anderen Aufgaben können und sollen ebenfalls mitgetragen werden durch aktives Engagement: Betreuung von älteren und einsamen Menschen; Nachbarschaftshilfe; Mitgestaltung von Gottesdiensten; Organisation von Anlässen. Der vielbeklagten Misere, man finde keine Leute, die bereit sind sich zu engagieren, ist mit Phantasie zu begegnen, in dem interessante Einsatzplätze angeboten werden, die keine Lebensstellungen sind: Möglichkeiten zu einem Engagement in der Pfarrei auf Zeit, im Rahmen von Projekten usw. Einsatzplätze, die ausreichend attraktiv sind, weil sie Gestaltungsraum bieten, weil sie Anerkennung vermitteln (Beispiel Liturgiegruppe, LektorInnenendienst), sind in der Regel gut besetzt.

Spiritualität

Ein zentraler Punkt in der Gesprächsgruppe bildete Spiritualität. Der Zusammenhang zwischen Wahrnehmung von Leitung und Spiritualität schien den Teilnehmenden sehr bewusst, weshalb sie sich entschieden haben, dem einen Gesprächsabend zu widmen. Ausgangspunkt bildete die Frage der Eignung von Personen in Bezug auf ihre spirituellen Möglichkeiten, Menschen in ihrer Beziehung zu Gott in der Gemeinschaft der Kirche als einzelne oder gemeinschaftlich zu leiten und zu begleiten. Gefragt ist die Kompetenz, Menschen den Weg zu Gott freiräumen zu helfen, wenn er verschüttet ist, die Begegnung mit Jesus als dem auferstandenen Christus zu ermöglichen und unterschiedliche Formen spiritueller Praxis üben zu lassen. Geteilte Verantwortung speist sich aus gemeinsam gelebter Spiritualität.

Die Gruppe stellt – ohne sich bei den möglichen Gründen für die vielbeschworene Krise des Religiösen in den etablierten Kirchen aufzuhalten – den Aspekt der Vielgestalt religiöser Ausdrucksformen ins Zentrum ihrer Überlegungen. Diese Vielgestalt religiösen und spirituellen Ausdrucks gründet in der Tatsache, dass wir Kirche in der Welt sind und nicht eine kleine Gruppe auserwählter,

speziell begnadeter, besonders geschulter Menschen, die besonderes zu leisten vermöchten in spiritueller Hinsicht. Die Gruppe bemüht sich um Formen von Spiritualität und Frömmigkeit, die im Alltag gelebt werden können, ohne dass sie uns als „Durchschnittsmenschen“ in den Pfarreien überfordern müssten. Dennoch verlangen dieser Überlegungen auch einer Antwort auf die Frage, wie wir mit dem Programm des Markusevangeliums im Alltag bereit sind umzugehen: „Die Zeit ist erfüllt. Kehret um und glaubt an das Evangelium.“ Eine missionarische Spiritualität, die Rechenschaft gibt von der Hoffnung, die in uns ist, so der Schreiber des 2. Petrusbriefes, könnte diesen Gestalten folgen:

- Deklarierte und systematisierte Formen spiritueller Einzelbegleitung in der Seelsorge; das Arbeitsprinzip heisst personales Angebot. Einzelbegleitung ist „Kern des Kerngeschäftes“ von Kirche und gehört zur „geprüften“ Kernkompetenz von Seelsorgenden. Orte seelsorgerlicher Einzelbegleitung sind zielgruppen- und lebenslagenspezifisch (Zugänge unter anderem über Lebenswendenriten; mystagogische Begleitung erschöpft sich weder in der (Sakramenten-)Katechese, noch in der rituellen Handlung des Sakramentes allein.).
- Gemeinschaftliche Gestalten spezifisch geprägter Spiritualität im Alltag, an den Orten, an denen sich die Menschen aufhalten (wieder neu: Schulgottesdienste; Feiern und Gebete an den Schnittstellen der Alltagswege der Menschen, auch im Dorf (Einkaufen, Arbeiten ...), (Gebetszeiten wie Laudes, Vesper, und Mittagsgebet; Rosenkranz, Kreuzwegandacht; Maiandacht; Kontemplation, Versenkung, Herzensgebet, Aussetzen des Allerheiligsten; Gesang [Kirchenchor]; Bibel; darstellendes Spiel; Naturerfahrung gedeutet; Bild-/Gestaltbetrachtung; Tanz ...). Nicht zuletzt sollte bewusster auf das Unterscheidende christlicher Praxis geachtet werden: spirituelle Impulse zu Beginn oder während Sitzungen und Begegnungen, die „profane“ Inhalte bearbeiten. Auch dies ist eine Form der Heiligung der Lebensverhältnisse.
- Spiritualität und Solidarität: „Fromm sein hilft nicht nur dir, sondern auch den Armen!“ Bewusstere Verknüpfungen zwischen diakonischer (ob karitativ oder politisch) Praxis und spiritueller Haltung und Übung.
- Schwerpunkte setzen bei einer Spiritualität der Beziehung (Grundfigur „imitatio“, die sich auszeichnet durch ihr Bezogensein auf Jesus, den auferstandenen Christus, der die Leiden der Welt getragen hat.). Auf diese Weise erschliesst sich uns der diakonische Aspekt christlicher Existenz im Dienst für den Notleidenden und zu kurz gekommenen Menschen dieser Welt.

Leistungsverantwortung in den Pfarreien

Der Wandel der Gesellschaft spiegelt sich im Wandel der Kirche. Der Wandel der Kirche spiegelt sich im Wandel der Gesellschaft. Dieser Grundgedanke begleitete die Diskussion zum dritten Unterthema. Im Verhältnis zwischen Kirche und Gesellschaft werden neue Rollen sichtbar. Diese neuen Rollen sind – weder konstitutionell noch

pastoral – noch nicht wirklich ausgelotet, geschweige denn anerkannt und etabliert. Und doch zeigen sich darin mögliche Wege aus der personalen Not der Pfarreien. Und sie weisen – auch dies nicht zum ersten Mal in der Geschichte der Kirche – auf einen ihrer Ursprünge zurück.

Die Diskussion um den Mangel an ausgebildetem (Seelsorge-)Personal soll nicht den Mangel fokussieren, sondern die Ziele im Blick haben, die wir als Kirche in der Welt verfolgen: als Kirche wollen wir erreichbar sein für die einzelnen Menschen in ihren Nöten, aber auch mit ihren Freuden und Hoffnungen; als Kirche sind wir präsent in der Öffentlichkeit und haben eine prophetisch-kritische Rolle zu übernehmen; als Kirche anerkennen wir Pluralität als Grundsatz und öffnen uns dieser gegenüber.

Neue, plurale Formen religiöser Milieus entwickeln sich in der Kirche wie in der Gesellschaft. Dieser Pluralisierung ist mit neuen Formen der Seelsorge zu begegnen, die den Raum und das Klima schaffen, für ganz unterschiedlich geprägte Gruppen und Bewegungen, die allerdings wieder hingeordnet sind auf die eine Botschaft vom auferstandenen Christus. Die Orte, an denen die Fragen auf- und einbrechen, die die Menschen umtreiben, sind vornehmlich die Kasualien, denen auf diese Weise eine besondere Aufgabe zukommt für das Lesen der „Zeichen der Zeit“ einerseits und für das „Bestehen des Evangeliums angesichts der Not der Menschen“ andererseits.

Wir sind Kirche vor Ort als Pfarrei. Pfarrei ist in diesem Sinne Leitprinzip pastoraler Planung und pastoralen Handelns von Amtsträgern, haupt- und nebenamtlichen Laien und von freiwillig engagierten Laien in der Kirche. Was uns als Kirche vor Ort, was uns als Pfarrei legitimiert, ist der vielerorts durchaus eingelöste Anspruch, auf die Fragen der Menschen nach dem Sinn mit der Botschaft vom Reich Gottes von Jesus, dem auferstandenen Christus, eine Antwort bereit zu haben. Dies ist der Prüfstein für die Existenzberechtigung des „Apparates“, den wir aufrechterhalten. Haben wir relevante Antworten auf Fragen, die gestellt werden? Oder behaupten wir wacker, die Leute kennten einfach die relevanten Fragen nicht und verstünden halt so auch leider die Antworten nicht? Stehen wir als Kirche im Dienst der Menschen? Daran hat sich schliesslich das Verständnis von Leitung in der Pfarrei zu orientieren.

- Die Leitung einer Pfarrei sollte auch nicht-theologisch gebildeten Laien übertragen werden können. Menschen, die ihr Leitungsscharisma entdeckt, eingesetzt, geschult und geprüft haben, werden vom Bischof beauftragt, dieser Rolle einzunehmen (vgl. Apostelgeschichte). Über diese Beauftragung werden hierarchischerseits Teilfunktionen des Amtes delegiert (wie die heute faktisch für die Rolle von Laientheologinnen und –theologen gilt, die beispielsweise Gemeindeleitungen innehaben). Die Leitungspersonen in den Pfarreien bleiben unbeschadet dessen in dieser Funktion, wenn Priester im selben Umfeld ihre Arbeit aufnehmen, nicht aber die Leitungsverantwortung faktisch zu übernehmen bereit ist. Es ist zu prüfen, wie geltendes Recht (CIC)

fortgeschrieben werden kann. Die theologische Reflexion der Rolle von Laien in ihrem Anteil am dreifachen Amt Christi über das allgemeine Priestertum aller Gläubigen ist im Nachgang zu den zentralen Aussagen in den Dokumenten des 2. Vatikanums vorwärts zu treiben.

- Personen, die über die Prüfung ihres Leitungsscharismas in eine Leitungsrolle für eine Pfarrei gelangen, sollten (berufsbegleitend) theologische Grundfragen diskutieren können und eine Einführung in Grundlagen der pastoralen Arbeit erhalten. Dies bedeutet nicht, dass sie den Gottesdiensten vorstehen müssten, dass sie Bibelgruppen leiten, dass sie Erwachsenenbildungsveranstaltungen durchführen etc. Pastoralplanung, die Organisation der Pfarrei, in der die Beteiligten wissen, welche Aufgabe sie haben, in der sie ihren Rahmen kennen, in dem sie sich bewegen können, ist ein zentrales Moment für die Gestaltung von Kirche am Ort: Leitung über Grundlinien und Leitsätze, die notwendig von der Diözese resp. in den Bistumsregionen festzulegen sind.
- Eine Spezifizierung der Gruppe liegt im Handlungsfeld Liturgie, wie eingangs erwähnt. Dieser Gedanke wird hier im Hinblick auf die Leitung von Pfarrei noch weiter ausgezogen: sonntägliche Gottesdienste ohne Priester sollten nach einer erkennbaren Ordnung stattfinden; wünschenswert ist eine verbindliche Liturgie, die unterschiedlichen, jedoch klar festgelegten Modellen folgen soll und dennoch genügend Gestaltungsraum liesse. Die Modelle stellen die Tatsache in den Vordergrund, dass alle getauften und gefirmten Christinnen und Christen einen Auftrag haben, sich am Aufbau der Gemeinde zu beteiligen und diese zu festigen. So erweist sich die Pflege der Liturgie als ein wesentliches Moment in der Absicht, Verantwortung in der Leitung der Pfarreien zu teilen. Das Bistum formuliert die Rahmenbedingungen und die Eckpunkte für die Gestaltung priesterloser Gottesdienste in den Pfarreien; (auch nicht-theologisch ausgebildete) Laien sind bereit zur Übernahme von Verantwortung, dass sich Gemeinde am Ort versammeln kann („Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind ...“). Dies kann gewährleisten, dass wir als Kirche vor Ort den Anspruch der Kirche Jesu, des auferstandenen Christus einlösen: Orientierung zu bieten den Menschen, die sich in dieser Welt nicht mehr auskennen; Menschen in ihrer seelischen und materiellen Not Hilfe zu bieten.

Die Konzilsväter haben vor mehr als 40 Jahren eine umfassende Reform unserer Kirche „an Haupt und Gliedern“ eingeleitet, um genau diesen Zielen gerecht zu werden: „Freude und Hoffnung, Angst und Trauer der Menschen in der Welt sind Freude und Hoffnung, Angst und Trauer der Jüngerinnen und Jünger Jesu Christi.“ Im Lesen der „Zeichen der Zeit“, wie wir es in der Gruppe während vier Gesprächsrunden getan haben, sind wir immer wieder zu diesen Grundaussagen des Konzils zurückgekehrt. Viele Aspekte sind bis heute nicht eingelöst. Uns sind sie noch immer Versprechen, auch und gerade Ortskirche vor Ort sein zu dürfen, d.h. mit unseren Eigenheiten als Kirche in der Schweiz Pfarrei und damit christliche Gemeinde zu bilden.

Wir freuen uns sehr auf die Auseinandersetzung mit der Bistumsleitung im Gespräch Ende Oktober. Wir erwarten allerdings auch, dass sich PiBB und die darin bearbeiteten Themen in einem nach menschlichen Massstäben zu definierenden Zeithorizont in der weiteren Entwicklung der Pastoral im Bistum Basel niederschlägt.

Konsenspunkte der Themengruppe H mit der Bistumsleitung

Vielfalt liturgischer Formen und Gestalten im Dienst der Menschen auf der Suche nach Sinn und Hilfen in der Alltagsbewältigung.

- Die Gesprächsteilnehmenden anerkennen die Vielfalt liturgischer Formen, insbesondere in den Situationen, in denen Eucharistiefeiern aufgrund fehlender Priester nicht stattfinden können.
- Unter Betonung der Hinordnung des liturgischen Lebens auf die Eucharistie als Quelle und Mittelpunkt wird die Durchführung von Feiern wie Wortgottesfeiern, Wortgottesdienste und Kommunionfeiern ausdrücklich gewollt und unterstützt. Wortgottesfeiern ohne Kommunionsspendung haben ihren eigenen Charakter und ihre eigenständige Bedeutung.
- In der Gestaltung von Gottesdiensten unterschiedlicher Art besteht ein Reichtum an Formen, der weiter gefördert und genutzt werden kann. Chancen aus diesen Formen liturgischer Feiern liegen in den Möglichkeiten, neue Gruppen von Menschen ansprechen zu können, Personen in die Gestaltung von Liturgien einzubeziehen, den Reichtum der Tradition und Gegenwart hinsichtlich kirchenmusikalischer Gestaltung nutzen zu können und so weiter.
- Die Gesprächsteilnehmenden sind sich einig, dass die Gläubigen zum Besuch der Gottesdienste vor Ort am Sonntag durch die Bistumsleitung aufgefordert werden sollen, ob nun vor Ort eine Eucharistiefeier oder aber eine Wortgottesfeier stattfindet. Im Vordergrund steht die feiernde Gemeinde am Ort.

Sorge um Kompetenzen und Profil der seelsorgerlichen Mitarbeitenden in den Pfarreien.

- Die Gesprächsteilnehmenden sind sich einig, dass der Ausbildung der Mitarbeitenden für die Seelsorge zur Entwicklung und Stärkung ihrer Kompetenz im Spirituellen unterstützt werden sollen. Leitend ist dabei, Menschen vor Ort in den Pfarreien durch geistliche Begleitung beistehen zu können und so den Gläubigen Unterstützung im Alltag im Feld der Seelsorge zu bieten. (Grundausbildung und Weiterbildung)
- Mögliche Gefässe für die Förderung dieser Anliegen sind die Weiterbildungskommission des Bistums, Schwerpunkte in den (obligatorischen) Dekanatsweiterbildungen u.a.

Sorge für die älteren Menschen in den Pfarreien

- Neben der Sorge um die Jugendlichen und jungen Familien sollte vermehrt auch den älteren Menschen mit Angeboten Sorge getragen werden. Das Anliegen ist wohl in den Pfarreien

umzusetzen, könnte bistumsweit aber auch vom Pastoralamt aus lanciert werden.

Die Gesprächsteilnehmenden vereinbaren, sich am 10. November 2006, 15.00 Uhr im Ordinariat in Solothurn zu treffen, um die bis dahin auf Seiten der Bistumsleitung erzielten Ergebnisse zu bewerten.

Weitere Postulate und Anregungen der Themengruppe H gegenüber der Bistumsleitung

Sendung von Personen ohne theologische Ausbildung in Leitungsfunktionen der Kirche durch den Bischof

Die Gesprächsteilnehmenden haben keine Annäherung gefunden in der Frage, in wieweit eine weitere Ausdifferenzierung der Leitungsfunktionen in der Kirche stattfinden kann, nach der Personen ohne theologische Ausbildung wichtige Leitungsfunktionen einnehmen könnten und gleichzeitig von Seiten des Bischofs legitimiert und gesendet sind.

Bestimmte Koordinations- und Führungsaufgaben können heute schon wahrgenommen werden in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Personen, die von Seiten des Bischofs die Pfarrverantwortung innehaben. Eine Beauftragung von Seiten des Bischofs ohne theologische Qualifikation sehen die Vertreter der Bistumsleitung nicht.

Auch die Handauflegung für bewährte Menschen mit priesterlichen Berufungen, die aber einem nichtkirchlichen Beruf nachgehen und sich neben ihrem Beruf in der Seelsorge engagieren, sehen die Vertreter der Bistumsleitung nicht.

Information

Die Ergebnisse des PiBB-Prozesses sollten von Seiten der Bistumsleitung auf anderen als nur dem elektronischen Weg den Menschen an der Kirchenbasis weiter gegeben werden (z.B. als Broschüre, als Beilage in den Pfarrblättern ...)

Die Mitglieder der Themengruppe H „Pfarreien“:

Alice Fischer
Theres Honegger
Röbi Hug
Hubert Kausch (Moderation und Verschriftlichung der Ergebnisse)
Josef Locher
Roman Näf
Ueli Schibli
Roland Steiner

Themengruppe K „Ausgrenzungen“: Ausgrenzung von Menschen (auch von Seelsorgenden) in besonderen Lebenslagen“

Die Perspektivanalyse der Themengruppe K

Vorbemerkungen:

Die Themengruppe besteht aus vier Frauen und vier Männern aus dem Bistum Basel, aus verschiedenen Pfarreien, mit unterschiedlichen Biografien, denen das Wohl der Kirche am Herzen liegt. Wir versammelten uns vier Mal.

Wir haben die **Eingaben** zur Kenntnis genommen, die von Gläubigen aus dem Bistum Basel den „Perspektiven im Bistum Basel“ rund um die Thematik „Ausgrenzung von Menschen in besonderen Lebenslagen“ (ohne Trauschein Zusammenlebende, Getrennte, Geschiedene, Geschieden-wieder-Verheiratete, in homosexueller Verbindung Lebende, usw.) eingereicht wurden.

Wir haben **kirchliche Texte** zur Kenntnis genommen: für unser Thema relevante Auszüge aus dem Schreiben Papst Johannes Paul II. „Familiaris consortio“ und von der Synode 72, ferner Positionspapiere der Schweizer Bischofskonferenz und des Schweizerischen Katholischen Frauenbunds zu Ehe/Scheidung/Wiederverheiratung und zu Gleichgeschlechtlichkeit.

In unseren intensiven Diskussionen zeigte sich immer wieder das gemeinsame Grundanliegen:

Menschen in besonderen Lebenslagen sollen von Seiten unserer Kirche Toleranz und Unterstützung erfahren und in keiner Weise Ausgrenzung.

Wir haben freudig zur Kenntnis genommen, dass Papst Benedikt XVI. in seiner ersten Predigt die Hirtenaufgabe der Kirche als Sorge für die „kranken und schwachen Schafe“ beschreibt: „Jesus lädt uns auf seine Schultern, er trägt unser Menschsein, er trägt uns. Aber er fordert uns zugleich auf, einander zu tragen“. Die Hirtensorge des neuen Papstes ist Zuneigung, nicht Ausgrenzung, und dies entspricht ganz unserem Anliegen.

I. Grundhaltung:

Botschaft des Evangeliums statt Gesetze

I.1 Zweites Vatikanisches Konzil

Die Art und Weise, wie im Bistum Basel mit Menschen „in besonderen Lebenslagen“ umgegangen wird, soll geprägt sein vom Lebensbeispiel Jesu und von den Vorgaben des Zweiten Vatikanischen Konzils:

- Jesus hat sich der Ausgestossenen (der Sünder, der Kranken, der Aussätzigen, der Armen, der Frauen, der Kinder) besonders angenommen und sich mit ihnen identifiziert. In der Kirche werden also keine Menschen wegen ihrer Lebensart ausgegrenzt.

- Das Zweite Vatikanische Konzil betont: „Achtung und Liebe sind auch denen zu gewähren, die in gesellschaftlichen, politischen oder auch religiösen Fragen anders denken oder handeln als wir“ (Gaudium et Spes, 28). Unsere Haltung soll deshalb von grenzenloser Liebe und verständnisvoller Toleranz im Sinne der christlichen Botschaft sowie von Achtung für Gewissensentscheide geprägt sein.

I.2 Wandelbarkeit

Es ist offensichtlich, dass „die Kirche ihre Identität nicht ein für alle Mal kennt (...), sondern dass Situationen, Anfragen, Entwicklungen ‚von aussen‘ nötig (und geistgewirkt) sein können, damit sie sich bekehrt“ (*aus dem grünen Papier des Bischöflichen Ordinariats Basel*). So wandeln sich auch die Wertvorstellungen, die das Zusammenleben (Ehe, Beziehung, Lebensstand) prägen. Diese Prozesshaftigkeit der heutigen menschlichen Lebenswege soll von der Kirche anerkannt, positiv angenommen und für die christlichen Zielsetzungen fruchtbar gemacht werden.

Renommiertere katholische Theologinnen und Theologen äussern in sehr ernsthafter Weise bezüglich Scheidung / Wiederverheiratung und Homosexualität Meinungen, die sich auf die Bibel und die kirchliche Tradition stützen und zu andern Schlüssen kommen als die kirchenrechtlichen Bestimmungen. Zudem haben andere christliche Kirchen, die sich auf das gleiche Evangelium stützen, andere Lösungen erarbeitet als die römisch-katholische Kirche. Kirchenrechtliche Vorgaben sind also relativ und auch gemäss sozialen und wissenschaftlichen Entwicklungen veränderbar. Sie sind Menschenwerk.

Das Wohl und das Gewissen des einzelnen Menschen sind höher zu gewichten als kirchenrechtliche Vorschriften.

I.3 Gewissensentscheide

Die höchste Instanz für menschliches Handeln ist das informierte Gewissen. Es ist davon auszugehen, dass zum Beispiel Menschen, die sich nach einer Scheidung wieder verheiraten, oder solche, die eine homosexuelle Partnerschaft eingehen, dies nach reiflicher Überlegung tun. Die konkrete Lebenssituation ist jeweils derart individuell, dass es für Öffentlichkeit und Kirche nicht darum gehen kann, zu beurteilen, ob ein Mensch moralisch „richtig“ oder „falsch“ handelt. Gewissensentscheide sind deshalb zu respektieren, gegen gesellschaftlichen Druck zu verteidigen und auch höher zu gewichten als kirchenrechtliche Einschränkungen. Den Menschen, die einen neuen Lebensweg einschlagen, soll Vertrauen und Lebensmut gegeben werden.

I.4 Christliche Ethik

„Diese Liebe und Güte dürfen uns aber keineswegs gegenüber der Wahrheit und dem Guten gleichgü-

Itig machen“ (Gaudium et spes, 28). Selbstverständlich soll die christliche Ethik Zielvorgaben geben, aber so, dass die Wandelbarkeit der Ideale immer mitbedacht und kein Urteil über individuelle Lebensentwürfe gefällt wird.

II. Konkretes Verhalten: Die Kirche begleitet den Menschen in allen Lebenslagen

II.1 Menschen in heterosexuellen Partnerschaften

Wir achten die sakramentale Ehe in ihrer Verbindlichkeit und ihrer Offenheit für die Weitergabe des Lebens hoch und wollen dieses Ideal fördern. Wir respektieren aber die Gewissensentscheidung eines Paares, das ohne Trauung eine gemeinsame Wohnung nimmt.

Solche Menschen sind zu den Sakramenten, besonders zur Heiligen Kommunion, zuzulassen. Sie sind auch willkommen als aktive Pfarreimitglieder in Vereinen, in der Freiwilligenarbeit und im kirchlichen Dienst.

II.2 Geschiedene und wieder verheiratete Geschiedene

Im Bistum Basel erhalten Menschen, deren eheliche Beziehung scheitert, wohlwollende Unterstützung. Wenn sie es wünschen, bieten die Seelsorgerinnen und Seelsorger ihnen ein Übergangsritual an.

Geschiedene werden im Pfarrei-Leben ohne Einschränkung integriert.

Geschiedene, die sich wieder verheiraten, werden mit ihrer Entscheidung geachtet; auf Wunsch erhalten sie eine kirchliche Feier zur zweiten Verheiratung.

Der Bischof von Basel lädt die Menschen in diesen Lebenslagen ein, an den Sakramenten, besonders an der Heiligen Kommunion, und am Pfarrei-Leben teilzunehmen. Sie sind Teil unserer Gemeinschaft.

Menschen, die im kirchlichen Dienst stehen, erhalten in diesen Lebenslagen eine besonders aufmerksame und einfühlsame Begleitung durch den Bischof und die Personalverantwortlichen des Bistums. Auf keinen Fall sollen sie deswegen um ihre Anstellung fürchten müssen.

II.3 Menschen in homosexuellen Partnerschaften

Im Bistum Basel wird homosexuelle Partnerschaft als andere Ausrichtung menschlicher Sexualität akzeptiert. Genau wie bei den heterosexuellen Verbindungen wird das Ideal einer dauernd verbindlichen Beziehung gegenüber sprunghaften sexuellen Kontakten hochgehalten.

Der Bischof von Basel lädt die Menschen in diesen Lebenslagen ein, an den Sakramenten, besonders an der Heiligen Kommunion, und am Pfarrei-Leben teilzunehmen, damit sie sich vollwertig zur Gemeinschaft gehörend fühlen.

Auf Wunsch werden Segnungen für homosexuelle Paare angeboten.

Menschen, die im kirchlichen Dienst stehen, erhalten in diesen Lebenslagen eine besonders aufmerksame und einfühlsame Begleitung durch

den Bischof und die Personalverantwortlichen des Bistums. Auf keinen Fall sollen sie deswegen um ihre Anstellung fürchten müssen.

II.4 Priester, die in intimer Beziehung zu einer Frau oder zu einem Mann stehen

Das Bistum Basel steht Priestern, die in intimer Beziehung zu einer Frau oder zu einem Mann stehen, offen gegenüber, ob sie diese bekannt machen wollen oder nicht. Es wird gemeinsam eine bestmögliche Lösung gesucht, damit niemand Schaden erleidet, weder der Priester, noch die Frau und eventuelle Kinder bzw. der Mann. Jede Doppelpödigkeit soll vermieden werden. Auf Denunziationen wird nicht reagiert.

Einem heiratswilligen Priester bietet das Bischöfliche Ordinariat Hilfe an (finanziell, existenzsichernde Tätigkeit wenn möglich innerhalb der Kirche).

Diese Handlungsweise wird öffentlich kund getan. Damit wird dem Umstand Rechnung getragen, dass viele Gläubige an solchen Beziehungen keinen Anstoss nehmen.

III. Gesamtkirchliche Einbindung

Unsere Vorgaben entsprechen in einzelnen konkreten Verhaltensweisen nicht der Meinung der gesamtkirchlichen Leitung. Wir sind uns dessen bewusst und wir finden, dass die biblisch nicht begründete Vorherrschaft der römischen Kurie und der Zentralismus in der Kirche Hindernisse sind für eine glaubwürdige, evangeliumsgemässe Kirche. Es müssen Wege gesucht werden, damit eine grösstmögliche Autonomie der Bistümer hergestellt wird und so die Vielfalt kirchlicher Modelle und Verhaltensweisen ermöglicht wird.

Wir erwarten, dass das Bistum Basel seine Autonomie wahr nimmt und den Menschen in diesen Lebenslagen in eigener Verantwortung Anerkennung und Respekt zollt. Das Bistum Basel verbindet sich dazu mit andern Bistümern, welche die gleichen Lebenssituationen kennen und ähnliche Lösungsansätze versuchen.

Resultat des Gesprächs mit der Bistumsleitung vom 22.10.2005

Das Gespräch fand in einer guten Atmosphäre statt. Es war geprägt von gegenseitiger Offenheit und Achtung. Wir konnten mit Freude feststellen, dass die Bistumsleitung ebenfalls auf der Suche nach gangbaren Lösungen ist.

Es ist den Vertretern der Bistumsleitung bewusst, wie viele Verletzungen und Schmerzen durch kirchenrechtliche Ausgrenzungen entstehen. Sie finden die meisten unserer Anliegen berechtigt. Es stellte sich heraus, dass der Handlungsspielraum der Bistumsleitung stark eingeschränkt ist durch gesamtkirchenrechtliche Vorgaben. Aus diesem Grund konnten sie einen Grossteil unserer konkreten Vorschläge nicht aufnehmen. Dennoch ermutigten sie uns, weiter zu suchen und nicht aufzugeben. Noch mehr Mut wünschen wir, die Themengruppe, der Bistumsleitung, neue Schritte zu wagen und unsere Vorschläge als Diskussionsanstoss wahr zu nehmen und weiter zu verfolgen.

In unseren vorgängigen intensiven Gruppenzusammenkünften zeigte sich immer wieder das Grundanliegen:

Menschen in besonderen Lebenslagen sollen von Seiten unserer Kirche Toleranz und Unterstützung erfahren und in keiner Weise Ausgrenzung.

I. Grundanliegen

Die Art und Weise, wie im Bistum Basel mit Menschen „in besonderen Lebenslagen“ umgegangen wird, soll geprägt sein vom Lebensbeispiel Jesu und von den Vorgaben des Zweiten Vatikanischen Konzils:

Gewissensentscheide sind zu respektieren und höher zu gewichten als kirchenrechtliche Einschränkungen.

Die christliche Ethik soll Zielvorgaben so geben, dass die Wandelbarkeit der Ideale immer mitbedacht und kein Urteil über individuelle Lebensentwürfe gefällt wird.

II. Folgerungen: Die Kirche begleitet den Menschen in allen Lebenslagen

1. Menschen in heterosexuellen Partnerschaften
2. Geschiedene und wieder verheiratete Geschiedene
3. Menschen in homosexuellen Partnerschaften
4. Priester, die in intimer Beziehung zu einer Frau oder zu einem Mann stehen

III. Erwartungen

Wir erwarten, dass das Bistum Basel seine Autonomie wahr nimmt und den Menschen in diesen Lebenslagen in eigener Verantwortung Anerkennung und Respekt zollt. Das Bistum Basel verbindet sich dazu mit andern Bistümern, welche die gleichen Lebenssituationen kennen und ähnliche Lösungsansätze versuchen.

Konsenspunkte der Themengruppe K mit der Bistumsleitung

1. In unserem Bistum bemühen wir uns auf allen Ebenen, die Menschen, die den kirchlichen Normen nicht entsprechen, in ihrer Gewissensüberzeugung zu achten.
2. Es ist uns schmerzhaft bewusst, dass momentan den wiederverheirateten Geschiedenen der Kommunionempfang nicht möglich ist.
3. Die seelsorgerliche Begleitung von Menschen, die in Trennung leben, ist uns ein grosses Anliegen. Wir suchen Möglichkeiten, ihre Lebenssituation vor Gott zu bringen.
4. Es ist uns ein Anliegen, dass Wege gefunden werden, wie Paaren im Falle einer zivilen Zweitheirat Kraft von Gott erbeten werden kann.
5. Homosexuelle Ausrichtung stellt kein Tabuthema dar. Es werden Möglichkeiten gesucht, homosexuell veranlagte Menschen in der kirchlichen Gemeinschaft zu integrieren.
6. Einem Priester, der aus dem Amt scheidet, sucht das Bischöfliche Ordinariat Möglichkeiten einer finanziellen Überbrückungshilfe.

Die Mitglieder der Themengruppe K "Ausgrenzungen":

Hans-Jörg Bürgi
 Monica Dormann
 Béatrice Frainier
 Beatrice Greder
 Irene Ischer
 Paul Jeannerat, (Moderation)
 Geri Oeschger

Themengruppe N „Finanzen“: Finanzen und pastorale Prioritäten

Die Perspektivanalyse der Themengruppe N

Explizite Anliegen aus Sicht der kirchlichen Basis sind eingerahmt.

1. Begriffe

Für die Analyse des Spannungsfelds "kirchliche Finanzen" im Rahmen des Bistums Basel sind einige Begriffe grundlegend:

- *Seelsorge*: kirchliche Kernaufgabe, umfassend Verkündigung, Liturgie und Diakonie.
- *Verkündigung und Liturgie*: kirchliche Tätigkeiten und Leistungen, welche dem seelischen Wohlergehen einzelner Menschen oder Menschengruppen dienen.
- *Diakonie*: kirchliche Tätigkeiten und Leistungen, welche dem gesundheitlichen und materiellen Wohlergehen Bedürftiger dienen.
- *Soziale Grundversorgung*: Leistungen zur Sicherstellung einer *minimalen* materiellen Lebenshaltung (Nahrung, Wohnung, Kleidung usw.).
- *Kirchliche Struktur* ("*schwarze Struktur*"): kirchliche Amtsträger
- *Staatskirchenrechtliche Struktur* ("*graue Struktur*"): Kirchgemeinden, Landeskirchen
- *Kirchgemeinde*: Gebietskörperschaft, der alle Mitglieder einer staatlich anerkannten Religionsgemeinschaft innerhalb einer oder mehrerer politischer Gemeinden angehören.
- *Kirchensteuer*: Nach staatlichem Recht berechnete jährliche Pflichtabgabe der Mitglieder einer Kirchgemeinde für die Aufgaben dieser Kirchgemeinde und für die Zentralsteuer.
- *Kirchensteuerfuss*: in Relation zum jeweiligen staatlichen Steuerfuss durch die Kirchgemeinde festgelegte Höhe der Kirchensteuer.
- *Zentralsteuer*: jährliche Abgabe einer Kirchgemeinde an ihr kantonales Äquivalent (hier *Landeskirche* genannt) für überkommunale Aufgaben und horizontalen Finanzausgleich.
- *Spende*: freiwilliger finanzieller Beitrag mit oder ohne Zweckbestimmung.
- *Ehrenamtliche Arbeit*: unbezahlte Arbeit in einer Funktion, in die man gewählt wird.
- *Freiwilligenarbeit*: unbezahlte Arbeit mit selbstwähltem Zweck und zeitlich begrenztem Pensum. Diese Arbeit wird begleitet und evaluiert.

Personenbezeichnungen beziehen sich immer auf beide Geschlechter.

2. Massive Verschiebungen

Seit etwa 1950 haben verschiedenste wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklungen das kirchliche Leben im Bistum Basel stark beeinflusst:

- Nach knappen Zeiten (Krisenjahre, 2. Weltkrieg) entwickelte sich in der Schweiz eine breite Wohlstandsgesellschaft.
- Sozialversicherungen (AHV/IV, 2. Säule, Ergänzungsleistungen, Krankenversicherung usw.) sichern den "Normalbürger" inzwischen materiell voll ab. Auch für Problemfälle (ausgesteuerte Arbeitslose, Flüchtlinge usw.), deren Gesamtzahl im Zunehmen ist, stellen heute *staatliche* Institutionen (Bund, Kanton, Gemeinde) die soziale Grundversorgung sicher.
- Die medizinische Ergänzungsversorgung (Gemeineschwester/Spitex, Altersbetreuung, Krisenberatung) wird zunehmend professionalisiert sowie staatlich oder über Sozialversicherungen weitgehend bezahlt.
- Personalkosten steigen, Materialkosten sinken: professionelle Betreuungsleistungen werden immer teurer, während Kauflust und Wegwerfgesellschaft blühen.
- Markt und Preisdruck zwingen Unternehmen und Staat zum Kostensparen; Arbeitsplätze werden knapper; der Leistungsdruck steigt (Stress bis zum Burnout). Für "Schwache" aller Art bietet der reguläre Arbeitsmarkt immer weniger Stellen an.
- Die Berufstätigen und ihre Familien (noch immer die weitaus überwiegende Zahl unserer Bevölkerung) wollen über ihre Freizeit frei verfügen; Freizeitangebote wachsen und konkurrenzieren auch Gottesdienstbesuche sowie ehrenamtliche und freiwillige Arbeit.
- Immer mehr Menschen stellen immer öfter ihre persönlichen Ansprüche über jene von Gemeinschaften (Stichworte: Scheidungen, Schlafgemeinde). Individuelles Nutzen/Kosten-Denken nimmt zu und wird auch gesellschaftlich salonfähig. Freiwillige für Arbeit in Pfarreien und Kirchgemeinden zu finden, wird immer schwieriger.
- Der professionelle Nachwuchs für Berufe in Verkündigung, Liturgie und Diakonie geht zurück; dieser Personalmangel führt zu Lücken und Überforderungen.

Diese Entwicklungen überlagern sich mehrfach und führen zu gefährlichen Kettenreaktionen. Ein kirchenrelevantes Beispiel: Der Individualismus blüht, der Gottesdienstbesuch geht zurück, die Entfremdung von der Kirche nimmt zu, die Kirchensteuer erscheint zu hoch, der Kirchenaustritt wird erleichtert, die Mittel aus Kirchensteuern sinken, die Kirche wird geschwächt.

3. Entwicklung und Situation

3.a Verkündigung und Liturgie: Ein unübersichtlich gewordenes Finanzierungssystem

Etwa bis 1950 wurden Verkündigung und Liturgie meist lokal finanziert. Zur "Kirche im Dorf" gehörten auch ein Pfarrer und ein Pfarrhaus und vielleicht ein Pfarreiheim sowie einige – oft minimal entlohnte –

Helfer (Pfarrköchin, Sigrist usw.). Diese pfarrei-bezogenen Aufwendungen wurden von den Gemeindegliedern (= Nutzniessern) gemeinsam getragen und mit Kirchensteuern bezahlt. Was über das Lokale hinausging (Priesterausbildung, Bistum, "katholische Universität", Missionen usw.) wurde über Spenden und Vermögenserträge finanziert (kirchliche Vermögen sind im Wesentlichen Ergebnisse früherer Spenden). Und für – damals noch klar als solche erkennbare – Diasporagebiete gab es besondere Hilfsprogramme, wiederum auf Spendenbasis.

In den vergangenen fünfzig Jahren wurden diese übersichtlichen Verhältnisse durch neue Strukturen überlagert. Neben den lokalen Pfarreien entstanden regionale Spezialseelsorgen, etwa für Spitäler, Ausländer, höhere Schulen. Die im Gebiet des Bistums Basel seit dem 19. Jahrhundert bestehenden *kantonalen* staatskirchenrechtlichen Strukturen, die *Landeskirchen*, übernahmen die Funktion des Finanzkoordinators. Sie verhandeln heute die Finanzbedürfnisse für Spezialseelsorgen, Theologenausbildung, Bistumsleitung und andere kirchliche Aufgaben. Auch kennen inzwischen die meisten Landeskirchen einen innerkantonalen, horizontalen Finanzausgleich, um finanziell schwachen und dabei meist kleinen Kirchengemeinden einen "erträglichen" Kirchensteuerfuss zu ermöglichen.

Die Landeskirchen verfügen nicht über eigene direkte Finanzquellen, sondern nur über Anteile aus den Kirchensteuern der Kirchengemeinden in Form einer sog. *Zentralsteuer*. Jede Erhöhung der Zentralsteuer ist sehr schwierig. Daher beruht heute die Finanzierung vieler überregionaler kirchlicher Einrichtungen auf Mischlösungen (teils Steuermittel, teils Spenden, namentlich Kollekten) und verschiedenen Zwischenstrukturen (Seelsorgeverbände usw.).

Mischlösungen aus Steuermitteln und Spenden sind für die Basis erklärungsbedürftig und sollten je nach Aufgabenbereich durch transparentere und einfachere Lösungen abgelöst werden. Überregionale kirchliche Strukturen sind in Art und Bezeichnungen zu vereinheitlichen. Ihre Aufgaben können jedoch lokal variieren.

3.b Diakonie: weitgehender Rückzug der Kirche

In der Diakonie waren noch um 1950 vor allem kirchliche Orden und Kongregationen vielerorts an der Front tätig (Spitäler, Gemeindegewertern). Diese erbrachten fast ohne Entschädigung professionelle Pflegedienste und entlasteten damit finanziell auch die Öffentlichkeit.

Inzwischen hat auf all diesen Gebieten ein weitgehender Rückzug kirchlicher oder kirchlich verankerter Aktivitäten stattgefunden, einerseits wegen Nachwuchsproblemen bei den kirchlichen Gemeinschaften, andererseits wegen der parallel dazu erfolgten Ausweitung staatlich getragener Sozialdienste und -werke. Während zu Beginn des Rückzugs der kirchlichen Kräfte in den Führungsgremien von Krankenhäusern und anderen Sozialinstitutionen auch Vertreter der Kirche sassen und mitbestimmten, sind diese Verbindungen mit der Zeit abgebaut worden oder ganz verschwunden. Damit geht dem Gesamtorganismus Kirche aber ein

wichtiges konstitutives Element verloren.

Die Diakonie sollte auch in Zukunft von kirchlichen Kräften sichtbar mitgetragen werden.

4. Kirchliche Aufgaben

4.a Verkündigung und Liturgie im weiteren Sinne

Kernaufgaben der Kirche sind unbestritten Verkündigung und Liturgie. Diese umfassen in der heutigen Zeit viele Dienste, nebst den Tätigkeiten des Pfarrers (Gottesdienst, Religionsunterricht, persönliche Beratung) und des Spezialseelsorgers auch alles, was hier mit "Verkündigung und Liturgie im weiteren Sinne" umschrieben wird:

Zu *Verkündigung und Liturgie im weiteren Sinn* gehören nebst der direkten Förderung des seelischen Wohlergehens von Einzelnen und von Menschengruppen (Pastoral) namentlich auch kulturelle Aktivitäten wie Kirchenmusik, Bildungsveranstaltungen, Jugendarbeit und andere Formen der seelisch-geistigen Anregung.

Deren Formen müssen sich den gesellschaftlichen Bedürfnissen anpassen können; die pastoralen Prioritäten werden von kirchlichen Amtsträgern festgelegt. Als Grundlage benötigen Verkündigung und Liturgie auf jeden Fall geeignetes Personal und Infrastrukturen, namentlich auch Räume und Bauten, und damit auch entsprechende Finanzmittel. Räume der Kirchengemeinden werden verstärkt auch von nichtkirchlichen Organisationen benützt, ohne die das lokale Kulturleben nicht funktionieren kann. Kulturelle Leistungen lassen sich häufig nur schwer von pastoralen Leistungen abgrenzen. Sie umfassen zusätzlich auch Nebenaufgaben wie etwa den Schutz vor Vandalismus. Ein finanzpolitisch besonders heikles Problem bildet vielerorts der teure Unterhalt alter, anspruchsvoller, oft denkmalgeschützter Gebäude.

Die Aufteilung von kulturellen Verpflichtungen auf verschiedene Trägerschaften ist zur Entlastung der Kirchengemeinden wichtig, jedoch manchmal schwierig. Daher kann in bestimmten Fällen auch der definitive Verzicht auf kirchliche Gebäude (Verkauf) in Frage kommen.

Für die Finanzierung von Verkündigung und Liturgie im weiteren Sinne stehen der Kirche im Normalfall die Kirchensteuern zur Verfügung (Ziffer 5.a)

Die Berücksichtigung neuer pastoraler Prioritäten ist möglich, sofern dadurch der Finanzhaushalt nicht aus dem Gleichgewicht gerät und sofern die Stimmbürger dafür gewonnen werden können. Andererseits müssen auch Posterioritäten erkannt und berücksichtigt werden, falls sich die Nachfrage nach bestimmten Diensten ändert (Bsp: keine Orgelbegleitung für schlecht besuchte Gottesdienste).

4.b Diakonie

Der bereits geschilderte Rückzug der Kirche aus der aktiven Diakonie (z.B. Pflegepersonal) lässt sich aus vielen Gründen nicht rückgängig machen. Und der inzwischen auch diese Bereiche finanzierende Staat (neue Bundesverfassung Art. 12) beisst sich an den stark gestiegenen und weiterhin steigenden

Soziallasten selber beinahe die Zähne aus.

Wo liegen denn heute noch realistische Möglichkeiten für eine kirchliche Diakonie? Um diese Frage zu beantworten, muss sich die Kirche sehr genau überlegen:

- Welche Aufgaben soll und kann sie in der Diakonie übernehmen ?
- Welche Mittel stehen ihr dafür zur Verfügung?

Aufgabenseitig wird immer wieder von öffentlichen und privaten Fürsorgeorganisationen betont, dass Geld und professionelle Dienstleistungen (inkl. Spitäler, Heime und Spitex) allein die wachsenden Probleme unserer Gesellschaft mit wirtschaftlich und/oder gesundheitlich Geschwächten nicht lösen können, wenn ergänzende und zeitaufwendige *persönliche Betreuungsleistungen* fehlen. Hier ist einzuhaken. Bei der Beurteilung der der Kirche zur Verfügung stehenden Mittel sollten nicht nur Geldbeträge und daraus zu bezahlende professionelle Dienstleistungen eingerechnet werden, sondern zusätzlich auch freiwillige und ehrenamtliche Leistungen von Menschen, die sich für kirchliche Diakonieaufgaben zur Verfügung stellen. Da, wie schon oben festgehalten, bezahlte personelle Leistungen verhältnismässig immer teurer werden, wird auch die sachkompetente freiwillige oder ehrenamtliche Leistung immer wertvoller.

Mit dem Einsatz von *Freiwilligen* lassen sich namentlich folgende Aufgaben im Rahmen der Diakonie anbieten und ausbauen (diese Liste ist noch erweiterungsfähig):

- Einsame (Kranke, Alte, Isolierte usw.) brauchen Begleiter und Gesprächspartner.
- Gesundheitlich Angeschlagene brauchen Einkaufs- und Transporthilfe.
- Unbeholfene (Alte, Unsichere usw.) brauchen administrative Hilfe (Zahlungen usw.).

Allerdings sind diese Einsatzgebiete heute keineswegs etwa verwaist. Eine Reihe meist gut funktionierender gemeinnütziger Organisationen (Bsp.: Pro Senectute, Rot-Kreuz-Fahrer) sind längst zu wichtigen Diakonie-Dienstleistern geworden. Vielerorts sind kirchlich engagierte Mitmenschen bereits auch in solchen Organisationen aktiv. Kirchliche Diakonie darf diesen gegenüber nicht als Konkurrenz auftreten, sondern als wertvoller Partner in Zusammenarbeit, der sich aber bewusst auch als Ergänzung zu Verkündigung und Liturgie versteht (Bsp: Sterbebegleitung).

Die Organisation und Vermittlung von diakonischen Tätigkeiten bildet selber eine weitere und sehr wichtige Komponente der Diakonie, die teils durch Freiwillige und Ehrenamtliche, teils aber durch bezahlte Mitarbeiter erbracht werden muss. Über eine solche Organisation ist auch sicherzustellen, dass den Freiwilligen und Ehrenamtlichen die aus ihrer Tätigkeit entstehenden Spesen ersetzt werden können und dass Versicherungsschutz besteht. Wenn dann freiwillig oder ehrenamtlich Tätige das Spesengeld bewusst nicht annehmen wollen, ist dieses ebenso bewusst als Spende zu vereinnahmen.

Die kirchliche Diakonie braucht somit in Zukunft vermehrt Freiwillige und Ehrenamtliche für den

aktiven und sachkompetenten Einsatz in geeigneten Aufgabenbereichen. Dazu ist es wichtig, dass kirchliche Diakonieorganisationen als solche erkennbar sind (sowohl für ihre "Kunden" wie auch für aktive und künftige Mitarbeiter).

Nebst der freiwilligen oder ehrenamtlichen Mitarbeit braucht die kirchliche Diakonie trotz allem auch Mittel für die organisatorische Infrastruktur, Spesen und gelegentliche Anlässe der Freiwilligen und Ehrenamtlichen. Und in einem Pfarrhaus müssen für finanzielle Notfälle auch heute noch immer etwas Bargeld und Essensgutscheine zur Verfügung stehen.

Wegen der in den letzten Jahrzehnten weitgehend an nichtkirchliche Institutionen übergegangenen Sozialaufgaben in den Gemeinden sind Diakonieaufgaben für Kirchenpflegen und Kirchenvolk vielerorts fremd geworden.

Der Wiederaufbau einer kirchlichen Diakonie erfordert eine koordinierte kirchliche Grossanstrengung, die auch in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Nur so ist es möglich, genügend geeignete Freiwillige für den direkten Einsatz und Ehrenamtliche für Organisations-, Führungs- und Vernetzungsaufgaben zu gewinnen. Vernetzung ist namentlich auch zu nichtkirchlichen Sozialgremien wichtig.

Die Kirche muss für die Organisation der Diakonie entsprechend ausgebildetes Personal einsetzen. Priester gehören nicht hierher, sondern zu Verkündigung und Liturgie.

Auf den Stufen Bistum und Landeskirchen ist die Zusammenarbeit mit staatlichen und privaten Sozial- und Betreuungsdiensten zu koordinieren und zu vertiefen; Doppelspurigkeiten sind zu vermeiden.

Auf der Stufe Kirchgemeinde/Pfarrei sind geeignete Einsatz- und Beteiligungsformen zu finden und zu fördern.

Restriktive Entscheide von Sozialbehörden dürfen nicht mit kirchlichen Finanzmitteln unterlaufen werden.

5. Finanzbeschaffung

5.a Der Pflichtbereich (Kirchensteuern)

Kirchensteuern sind aus vielen Gründen ein heikles Thema und müssen auf " Verkündigung und Liturgie im weiteren Sinn" (auf das für die Pastoral Nötige) fokussiert werden. Insbesondere dürfen Kirchensteuermittel nicht für Aufgaben eingesetzt werden, die durch den modernen Sozialstaat sichergestellt werden (z.B. für die materielle Lebenshaltung von Bedürftigen, inkl. Nothilfe). Beiträge aus Kirchensteuermitteln an die Diakonie sind nur dann zu vertreten, wenn sie " Verkündigung und Liturgie im weiteren Sinne" ergänzen und erleichtern, nicht aber für direkte Leistungen an Bedürftige; möglich ist höchstens die Finanzierung der Einsatzorganisation und Einsatzunterstützung für Freiwillige (vgl. Ziffer 4.b). In diesem Fall wirkt das Kirchensteuergeld als Auslöser und Multiplikator.

Zur Aushandlung des mit Kirchensteuergeldern zu finanzierenden Pflichtbereichs stehen einander im Sinne eines dualen Systems klare Partner gegenüber:

- Die kirchlichen Amtsträger ("schwarze Struktur") benötigen finanzielle Mittel für ihre pastorale Tätigkeit.
- Die staatskirchenrechtlichen Instanzen (Kirchgemeinde, Landeskirche, "graue Struktur") stellen diesen finanzielle Mittel zur Verfügung; sie erheben dafür Kirchensteuern.

Es liegt in der Natur der Sache, dass neue Bedürfnisse (solche gibt es immer) zuerst von den Vertretern der "schwarzen Struktur" erkannt und präsentiert werden und von den Vertretern der "grauen Struktur" nur ungern und bei sehr guter Begründung auch akzeptiert werden.

Die Gremien der "grauen Struktur" (Kirchgemeindeversammlungen, Kirchenpflegen, Finanzkommissionen, Synoden usw.) entsprechen heute weitestmöglich den im ganzen Bistum Basel bewährten schweizerischen Staatsstrukturen. Die Menschen der kirchlichen Basis vertrauen diesen Strukturen, insbesondere in finanziellen Belangen.

Der Einsatz von Kirchensteuergeldern ist normalerweise auf Notwendiges in "Verkündigung und Liturgie im weiteren Sinne" zu beschränken. Wünschbares ist möglich, sofern die Stimmbürger darauf gut vorbereitet werden und dann zustimmen.

Vertreter der "schwarzen Strukturen" sind in Finanzfragen nicht "Weisungsberechtigte", Vertreter der "grauen Strukturen" nicht "Weisungsempfänger": beide Gruppen sind in allen finanzrelevanten Fragen gleichgestellte Partner, die Lösungen in gegenseitiger Offenheit, Vertrauen und Zusammenarbeit finden müssen.

Kirchensteuermittel sollen im Wesentlichen den kirchlichen Grundbedarf auf Stufe Bistum und Stufe Schweiz abdecken; Spenden sollten ergänzen diesen nur für bestimmte Institutionen und Projekte ergänzen.

Auf Stufe Bistum existiert zwar mit der Römisch-katholischen Zentralkonferenz (RKZ-Bistum) eine "graue Struktur" als Vertretung der zehn Landeskirchen und ihrer Finanzbeiträge gegenüber dem Bistum. Sie ist aber nicht auf den landeskirchlichen Legislativen abgestützt und hat zu wenig eigene Kompetenzen als Gesprächspartner für die Bistumleitung, was wiederum die Transparenz der Finanzflüsse auf dieser Ebene erschwert.

5.b Der Spendenbereich

Dank der Freiwilligkeit gibt es im Spendenbereich keine a priori ausgeschlossene Einsatzbereiche. Der einzelne Spender kann im Einzelfall selber über Zweck und Höhe seiner Spende entscheiden.

Entsprechend wichtig ist beim Sammeln von Spenden die Beachtung einiger Grundregeln durch die sammelnde Organisation, nämlich

- eine klare und überzeugende Zweckbestimmung,
- Schutz des Vertrauens der Spender, dass deren Spende diesem Zweck zugute kommt,
- eine den Bedürfnissen der Spender angemessene Form der Spendensammlung.

Die grossen schweizerischen kirchlichen Hilfswerke Caritas und Fastenopfer kennen diese wichtigen Regeln und gestalten ihre Informations- und Sammelkampagnen entsprechend. Leider gilt diese

Beurteilung weit weniger für manche Kollekten, Kassen in der Kirche und kantonalkirchliche Sozialorganisationen. Die Zweckbestimmung einiger bischöflicher Kollekten wird jährlich neu definiert, aber noch unzureichend kommuniziert. Die für das Vertrauen der Spender wichtige Finanzkontrolle ist bei vielen kirchlichen Spendetöpfen nicht sichtbar. Bei fast allen kirchlichen Sammlungen (Ausnahmen wiederum: Schweizer Caritas und Fastenopfer) fehlt die heute bei privaten (und professionell betreuten) Bettelorganisationen selbstverständliche jährliche Spendenbestätigung für einen entsprechenden Steuerabzug.

Andererseits erhalten kirchliche Stellen immer wieder aus verschiedensten Gründen auch anonyme Spenden, und diese Anonymität gilt es auch in Zukunft sicherzustellen.

Für die Diakonie sind grundsätzlich nur Mittel aus Spenden sowie aus freiwilliger und ehrenamtlicher Arbeit einzusetzen.

Viele Spender an kirchliche Kassen erwarten heute klarere Informationen zu Zweck und Empfänger, eine erkennbare Finanzprüfung und – vor allem für grössere Spenden – eine angemessene Spendenadministration.

Und nicht zu vergessen: Sozialhilfe geschieht vielfach auch durch private Caritas, ausserhalb von Institutionen aller Art, direkt an Bedürftige oder an sozial Tätige (Missionare usw.).

5c Entflechtungsbedarf zwischen Pflicht- und Spendenbereich

Dank dem im Bistum Basel gut funktionierenden System der staatlich verankerten Kirchensteuern lassen sich auf Gemeindeebene Pflicht- und Spendenbereich meist problemlos auseinanderhalten. Ähnliches gilt für das Zentralsteuersystem auf der Ebene der Landeskirchen, obwohl diese keine *direkten* Steuerkompetenzen haben. Aber auf der Ebene des Bistums (sowie der Kirche Schweiz und der Weltkirche) spielt dieses System nicht in der wünschbaren Transparenz.

Wer als Katholik seine Kirchensteuern bezahlt, erwartet von der "Organisation Kirche" ("schwarz" und "grau" zusammengenommen) ganz selbstverständlich, dass damit auch die Existenzgrundlagen der oberen Hierarchiestufen seiner hierarchisch konstituierten Kirche sichergestellt sind. Können zusätzliche diözesane oder sonstige überlokale Anliegen von Verkündigung und Liturgie durch Umverteilung von Kirchensteueranteilen nicht gedeckt werden, bleiben nur zwei Wege: Verzicht oder *zweckgebundene* Spenden. Ein *allgemeines* Kirchenopfer "für die Bedürfnisse des Bistums" wird von der kirchlichen Basis nicht verstanden, weil das Prinzip der Kirchensteuern keinen unabhängigen Finanzhaushalt des Bistums für Grundbedürfnisse vorsieht. Was darüber hinaus geht, kann mit Spenden finanziert werden.

Der Minimalbedarf der Seelsorge muss mit den verfügbaren Kirchensteuern abgedeckt werden können. (Sonst wäre dieses System vollständig durch ein freiwilliges Spendensystem abzulösen.) Die Planung der Kollekten (von der Pfarrei bis zum Peterspfennig) ist sichtbar zu machen; der Einsatz der Kollekten muss verständlich und überblickbar sein, namentlich wenn es um Aufgaben geht, die

teils mit Spenden, teils mit Steuermitteln erfüllt werden.

6. Freiwillige und ehrenamtliche kirchliche Mitarbeiter

Feste Dienstleistungen für die Gemeinschaft werden heute in der Schweiz auch im Bereich von Verkündigung und Liturgie zunehmend gegen Bezahlung erbracht und der Gemeinschaft über die Kirchensteuern verrechnet. Das gilt für einfache Arbeiten (Kirchenreinigung) über Kernaufgaben (Pfarrer und Sigrist) bis zu Spezialfunktionen (Orgelspiel). Unterschätzt wird dabei oft die Arbeit der Freiwilligen und der Ehrenamtlichen in Seelsorge und Diakonie, also z.B. in Kirchenchor, Vereinsvorständen, Kindergottesdiensten und Krankenbesuchsgruppen. Die hier geleisteten "Stunden aller Art" erscheinen nicht in den Jahresberichten von Pfarrei/Kirchgemeinde und Landeskirche, und es fehlt jede systematische Image-Förderung für freiwillige oder ehrenamtliche kirchliche Tätigkeiten, gelegentlich sogar der Dank. Dabei könnte die Kirche ohne die freiwilligen oder ehrenamtlichen Leistungen vieler Helfer, ganz besonders von Frauen, ihren Aufgaben gar nicht mehr gerecht werden.

Ein heikles Problem namentlich bei freiwillig Tätigen betrifft deren Qualifikation für eine bestimmte Tätigkeit. Darf man bei freiwillig Mitarbeitenden Mindestqualifikationen einfordern? Hält allenfalls die Beteiligung von "Schwachen" besser Qualifizierte vom gleichartigen Mittun ab? Grundsätzlich sollten Freiwillige wenn irgend möglich auch tatsächlich eingesetzt und nicht zurückgewiesen werden, allerdings immer nur für angemessene Aufgaben (was wiederum hohe Anforderungen an die entsprechende Führungsstruktur stellt). Denn gerade für Personen, die nicht (mehr) im normalen Erwerbsleben mithalten können, kann Freiwilligenarbeit auch persönliche Befriedigung sowie Tages- und Beziehungsstrukturen vermitteln und damit die Gesellschaft doppelt entlasten.

Es ist hier nicht der Platz, diesen Problembereich voll auszuleuchten, geschweige denn zu regeln. Lösungen werden vom Einsatzgebiet abhängen, und bei heikleren Aufgaben sind klare Abgrenzungen zur Verhinderung von Dilettantismus oder gar Missbrauch unumgänglich.

Freiwillige und ehrenamtliche Tätigkeit für kirchennahe Aufgaben (in Diakonie, Liturgie und Verkündigung) muss anerkannt, gesellschaftlich aufgewertet und gezielt gefördert und geführt werden.

7. Kommunikation, Erscheinungsbild

Viele kirchliche Organisationseinheiten betreiben in finanziellen Angelegenheiten eine der heutigen Informationsgesellschaft nicht mehr angemessene Geheimhaltungspolitik. Das gilt von den Kassen in der Pfarrei über bischöfliche Werke bis hin zum Finanzhaushalt von Klöstern. Diese traditionelle Verschwiegenheit ist zwar rechtlich zulässig, widerspricht aber heutigen gesellschaftlichen Entwicklungen zu vermehrter Transparenz im öffentlichen Bereich (weg vom Amtsgeheimnis, hin zu vermehrten Einsichtsrechten, sofern nicht der

Persönlichkeitsschutz direkt tangiert wird). Unsere Kirche und ihre vielfältigen Organisationseinheiten sind eben in der öffentlichen Wahrnehmung *öffentliche*, nicht private Institutionen. Ihre Verschwiegenheit erschwert die heute gerade auch für die Gewinnung von Spenden immer wichtigere Vertrauensbildung.

Auch wenn die Offenlegung von finanziellen Polstern (oder auch Löchern) für viele kirchliche Verantwortungsträger noch ungewohnt ist, ist sie nötig. Kommen wird sie ohnehin.

Die kirchlichen Organisationseinheiten aller Stufen müssen Transparenz und Vertrauen fördern und daher ihre finanziellen Mittel für Interessierte einsehbar machen (z.B. über das WWW). Ausnahmen sollen möglich bleiben, müssen aber definiert sein.

Finanzübersichten kirchlicher Organisationen sollten die wichtigsten Angaben über die Mittelherkunft (Kirchensteuern, Spenden, Zuschüsse aus staatlichen Mitteln, freiwillige und ehrenamtliche Arbeit) gleichartig darstellen, womöglich koordiniert auf ökumenischer Basis.

8. Finanzkontrolle, Vertrauensfragen, Ombudsstelle

Im Pflichtbereich (Kirchensteuern, "graue Strukturen") ist die Finanzkontrolle bereits mehrstufig etabliert (Legislativen, Exekutiven, Finanzkommissionen, landeskirchliche Finanzkontrolle). Es sind die für schweizerische öffentlichrechtliche Organisationen selbstverständlichen Organe, die auch im kirchlichen Bereich gut funktionieren.

Umso weniger verstanden werden daher in der Öffentlichkeit davon abweichende, nur kirchenintern agierende Prüforgane, wie sie in vielen kirchlichen Spendenbereichen noch immer der Normalfall sind.

Die mit der bischöflichen Regelung "Umgang mit kirchlichen Geldern auf Pfarreebene" vom 1. Januar 2004 eingeführten Prüfvorschriften für kirchliche Spendengelder in den Pfarreien ("schwarzer" Bereich) sind umzusetzen. Transparenz muss auch in Bezug auf die Finanzprüfungsorgane im "schwarzen" Bereich gelten.

Für Kirchenangehörige, welche mit kirchlichen Finanz- oder Verwaltungsstellen Schwierigkeiten haben, ist auf einer geeigneten Ebene (Bistum oder Landeskirchen) eine Ombudsstelle einzurichten, um Streitfälle oder gar Prozesse möglichst zu vermeiden.

9. Zusammenarbeit mit staatlichen und anderen Gremien

Gerade im Finanzbereich bestehen zwischen kirchlichen, staatlichen und privaten Organisationen vielfache Kontakte, aber auch Vergleichsmöglichkeiten. Beispiele sind die gleichartigen Steuersätze der Gemeinden, der Einzug der Kirchensteuer durch staatliche Steuerämter und die Finanzierung der Flüchtlingsbetreuung der Caritas durch Bundesmittel.

In der öffentlichen Wahrnehmung und auch in der Politik wird heute in der Schweiz wieder vermehrt anerkannt, dass "die Kirchen" für die heutige Gesellschaft wichtige Aufgaben zu erfüllen haben, von der Beantwortung von Sinnfragen bis zur

Unterstützung von Schwachen. All diese Tätigkeiten können in unserer globalisierten Welt je länger je weniger von einer einzigen Organisation allein und isoliert geleistet werden.

Somit sind die "für ein besseres Leben aller" tätigen Organisationen, zu denen die Kirchen zuvorderst gehören müssen, untereinander nicht marktwirtschaftliche Konkurrenten, sondern Partner. Es ist daher angemessen, dass sie vermehrt koordiniert auftreten, namentlich in der Ökumene, wie Fastenopfer und Brot für Alle seit vielen Jahren schön demonstrieren.

Heikel wird diese Koordination gelegentlich im Diakoniebereich, wenn politisch Motivierte "harte" und "weiche" Positionen gegeneinander auszuspielen versuchen. Selbstverständlich dürfen und sollen kirchliche und staatskirchenrechtliche Gremien in Einzelfällen andere Prioritäten vertreten als staatliche Sozialdienste, auch öffentlich. Kirchliche Stellen dürfen nicht aus Spendentöpfen staatliche Fürsorgeleistungen "aufbessern", womöglich ohne genaue Kenntnis der Fakten, die "harten" staatlichen Entscheiden zugrunde liegen. Oft ist differenziertes Vorgehen nötig, denn längst nicht alle staatlichen Fürsorgeentscheide richten sich nach den gleichen Massstäben.

Ehrenamtliche Fachleute und Persönlichkeiten müssen sich auf hoher Ebene für die Vernetzung von Gremien einsetzen, die in ähnlichen Bereichen tätig sind.

Vertreter "grauer Strukturen" müssen sich systematisch zur aktiven Mitwirkung in staatlichen Sozialgremien bereithalten (Bsp. Kirchenpfleger in kommunaler Sozialkommission).

Konsenspunkte der Themengruppe N mit der Bistumsleitung

(5a-3) Kirchensteuermittel sollen im Wesentlichen auch den kirchlichen Grundbedarf auf Stufe Bistum und Stufe Schweiz abdecken; Spenden sollen diesen nur für bestimmte Institutionen und Projekte ergänzen.

(6) Freiwillige und ehrenamtliche Tätigkeit für kirchennahe Aufgaben (in Diakonie, Liturgie und Verkündigung) muss anerkannt, gesellschaftlich aufgewertet und gezielt gefördert und geführt werden.

(7-1) Die kirchlichen Organisationseinheiten aller Stufen müssen Transparenz und Vertrauen fördern und daher ihre finanziellen Mittel für Interessierte einsehbar machen (z.B. über das WWW). Ausnahmen sollen möglich bleiben, müssen aber definiert sein.

(8-1) Die mit der bischöflichen Regelung "Umgang mit kirchlichen Geldern auf Pfarreebene" vom 1. Januar 2004 eingeführten Prüfvorschriften für kirchliche Spendengelder in den Pfarreien ("schwarzer" Bereich) sind umzusetzen. Transparenz muss auch in Bezug auf die Finanzprüfungsorgane im "schwarzen" Bereich gelten.

Die Mitglieder der Themengruppe N „Finanzen“

Andreas Helfenberger
 Peter Meier
 Josef Seiler
 Josef A. Sieber
 Carl August Zehnder (Moderator)
 Herbert Zehnder

3. Teil Rück- und Aus-Blick von Bischof Kurt Koch

Aufgrund einer eingehenden Evaluation der „Perspektiven im Bistum Basel“ im Bischofsrat darf ich sagen, dass wir dankbar auf diesen Prozess und seine Schlussveranstaltung im Kloster Wettingen zurückblicken. Der ganze Prozess war von Beginn an auf Dialog angelegt, und zwar nicht nur unter den Gläubigen im Bistum, sondern auch mit mir als Bischof und der ganzen Bistumsleitung. Die Teilnehmenden haben sich eingehend mit ihren Themen beschäftigt, ihre Anliegen und Sorgen formuliert und in die intensiven Gespräche an der Schlussveranstaltung eingebracht. Die Atmosphäre in den dreistündigen Gesprächen habe ich als auf Verstehen-Wollen und gegenseitiges Ernst-Nehmen zielend wahrgenommen. Auch die Infrastruktur der Tagung war sehr angenehm und freundlich gestaltet und nur zu realisieren dank des grossartigen Einsatzes vieler Ehrenamtlicher. Für all dies sage ich allen Beteiligten meinen herzlichen Dank.

Die „Perspektiven im Bistum Basel“ fanden im „Rahmen der Tagsatzungen im Bistum Basel“ statt. So habe ich sie wahrgenommen und deshalb als Dritte Tagsatzung anerkannt. Dass viel weniger Gläubige als vorher teilgenommen haben, dürfte seinen Grund darin haben, dass die Themen auf jene Fragen und Probleme fokussiert gewesen sind, die im Bistum Basel „verhandelt“ werden können. Dies war eine sinnvolle Entscheidung, auch und gerade dann, wenn sie viele Irritationen ausgelöst hat. Aber ist es nicht auch ein seltsames „Zeichen der Zeit“, wenn sich Gläubige nur mobilisieren lassen bei Fragen, über die der Bischof von Basel nicht entscheiden kann? Demgegenüber hat die Konzentration auf Aufgaben, die im Bistum Basel angegangen werden können, zu einer erfreulichen Dialogkultur geführt, hinter die ich bei weiteren Veranstaltungen „im Rahmen der Tagsatzung“ nicht mehr zurückgehen kann und auch nicht will.

Trotz dieser positiven Sicht bleiben offene Fragen, an denen weiter gearbeitet werden muss und die ich nicht verschweigen möchte:

1. Die Perspektiven im Bistum Basel hatten die Zielsetzung: „Der kirchlichen Basis gegenüber der Bistumsleitung eine Stimme geben.“ Dies ist natürlich ein sinnvolles Ziel, und es ist auch in erfreulichem Mass erreicht worden. Missverständnisse würde es freilich dann, wenn es für sich Exklusivität beanspruchen würde, und zwar in dem Sinn, dass der Basis endlich eine Stimme gegenüber der Bistumsleitung gegeben werden soll. Dies wäre nämlich eine weitgehende Verkennung der wahren Verhältnisse in unserem Bistum. Denn alle Mitglieder der Bistumsleitung stehen täglich in Kontakt mit Gläubigen und Seelsorgenden. In Pastoralbesuchen und Visiten in Pfarreien, in vielen Gremien und Sitzungen sind wir mit den Freuden und Sorgen der Gläubigen konfrontiert und kennen die Probleme in unserem Bistum.

2. Die Zielsetzung kann zudem nicht bedeuten, dass die Basis mit „einer Stimme“ gegenüber der Bistumsleitung auftreten würde und könnte. Dies war auch in Wettingen nicht der Fall. War es beispielsweise nur ein Zufall, dass ausgerechnet in der Themengruppe „Kommunikation“ sehr

kontroverse Meinungen in der Gruppe ans Tageslicht gekommen sind? Daraus ziehe ich den Schluss, dass nicht nur der Dialog zwischen der Basis und der Bistumsleitung notwendig ist, sondern dass der Dialog auch unter den Gläubigen noch intensiver gefördert werden muss.

3. In einzelnen Gesprächen ist mir deutlich geworden, dass die Kenntnis der realen Situation im Bistum nicht immer dem Standard entspricht, den man eigentlich erwarten dürfte. In einem Gespräch, in dem vermehrter Dialog zwischen den Laien und der Bistumsleitung eingefordert wurde, wurde beispielsweise verwundert zur Kenntnis genommen, dass es einen Diözesanen Seelsorger gibt, der institutionalisiert ist und in dem engagierte Gläubige den Bischof in pastoralen Fragen beraten. Dieses Beispiel zeigt, dass in unserem Bistum die Kommunikation noch weiter verbessert werden und dass dabei nach neuen Gefässen gesucht werden muss. Denn ein wesentlicher Grund für diese mangelnde Kommunikation liegt darin, dass der Bistumsleitung kein Organ zur Verfügung steht, in dem sie ihre Anliegen, aber auch die Berichte verschiedener Gremien im Bistum unmittelbar an die Gläubigen richten könnte. Die Bistumsleitung ist vielmehr auf Gedeih und Verderb auf die Medien angewiesen – keineswegs immer zu ihrem Vorteil. Wenn wir hier einen Schritt weitergehen wollen, muss in dieser Richtung weitergesucht werden. Da Kommunikation aber wesentlich von Personen abhängt, wird man um das Suchen neuer Finanzquellen nicht herumkommen.

4. Der Dialog zwischen den Gläubigen und der Bistumsleitung wird manchmal zu sehr personalisiert gesehen, und zwar dahingehend, dass beide Seiten verschiedene Sichten vertreten würden. Sehr oft liegt der Grund für diese Wahrnehmung aber darin, dass die Gläubigen von der konkreten Praxis und Erfahrung her kommen und von daher ihre Anliegen formulieren, dass demgegenüber aber der Bischof an die nicht verhandelbaren Vorgaben des Glaubens erinnern muss. Der Dialog zwischen den Gläubigen und der Bistumsleitung müsste deshalb immer wieder entpersonalisiert und auf die Ebene des Dialogs zwischen Glaube und Erfahrung, zwischen Botschaft und Praxis, zwischen Glaubens-text und pastoralem Kon-Text gehoben werden. Denn zu diesem Dialog in sich selbst sind alle Glaubenden – ob Laien oder Seelsorgende oder der Bischof – in die Pflicht genommen.

Diese vier Problemanzeigen nenne ich vor allem deshalb, weil ich überzeugt bin, dass wir sie auch nach den „Perspektiven im Bistum Basel“ im Auge behalten müssen. Die „Perspektiven“ haben auf diesem Wege erfreuliche und grossartige Schritte geleistet, für die ich dankbar bin. Das Projekt hat sich auf jeden Fall gelohnt. Ich trage in mir die Hoffnung, dass aus ihm hilfreiche „Perspektiven“ für eine gute Zukunft in unserem Bistum Basel hervorgegangen sind und weiterhin hervorgehen werden.

+ Kurt Koch
Bischof von Basel